Protestantenblatt

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

36. Jahrgang des „Deutschen Protestantenblattes“. **7. Jahrgang des „Protestant“.**

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben durch R. Emde (Bremen) und M. Fischer (Berlin).

Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten (Postzeitungs-Katalog Nr. 6244a), sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie auch der Verleger entgegen.
(Bei direkter Zusendung unter Kreuzband kommen zum Abonnementspreis noch 40 Pfg. Porto-Auslagen pro Quartal hinzu.)

Anzeigenpreis pro 4 gespaltene Petitzeile ..... 30 ₰
do. „ 2 „ Reklamezeile (direkt unter dem redaktionellen Teil) ..... 80 ₰
Rabatt dem Umfang des Auftrags entsprechend. — Inserate nehmen außer dem Verlag, sämtliche Annoncenexpeditionen entgegen.

Erscheint jeden Sonnabend. **Nr. 18.** Vierteljahrspreis 1 M. 50 ₰

Berlin **2. Mai 1903** **Bremen.**

Inhalt: Die Blinden sehen . . . Von Lic. Kurt Holtz. — Wie können wir Ungelehrten ein selbständiges Urteil über Babel und Bibel gewinnen? Von Christlieb. — Über Diakonissenhausfrömmigkeit und Innere Mission. Von Martin Bücking. — Abendmahlsreform. Von A. Hamel, Dr. phil. — Oberpfarrer? Von Sulze. — Ein alter Kämpe der Orthodoxie. IV. Von Friedrich Lipsius. — Umschau. (Unkirchlich-Kirchliches. Aus Elsaß-Lothringen.) — Kirchliche Nachrichten. — Anzeigen.
Feuilleton: Neuere deutsche Dichter in ihrer religiösen Stellung. Von C. Fr.

Die Blinden sehen . . .

Math. 11, 5. Die Blinden sehen und die Lahmen gehen . . . und den Armen wird das Evangelium verkündigt.

Jesus beruft sich mit diesem Wort nicht auf „Wunder“. Was hätte er damit auch bewiesen? Der heilige Franziskus wäre nicht der einzige, der mehr Wunder getan haben soll. Und doch hat er keinem Blinden das Auge geöffnet.

Viel kränker als die körperlich Blinden sind die geistig Blinden, Lahmen, Armen. Wieviel Schaden haben sie doch von den Tagen der ersten Synoden an bis auf die Tage von Osnabrück und Charlottenburg der Welt gebracht!

Da liefen sie umher, jene Blinden, trotz der hellen, leuchtenden Gottessonne. Von der Göttlichkeit in der Welt sahen sie nichts. Sie sahen nur sich selbst. Sie lobten sich selbst als Rechtgläubige, gingen in den Tempel und dankten Gott mit breitspuriger Vermessenheit, daß sie nicht wie jene Sünder und „Ungläubigen“ waren, die sich um alte herrliche Glaubenssätze nicht kümmerten. Das waren die, denen Einbildung über Denken und Empfinden ging.

Da hinkten sie umher, jene Lahmen, die nimmer ohne Krücken sein konnten, die sich nicht einmal in Stunden der Gefahr auf die in sie gesenkte Gotteskraft besannen. Voll blasser Furcht, zu fallen, griffen sie nach den einst so lebensvollen, nun aber verdorrten und entlaubten Stäben, den Glaubenssätzen. Da fanden sie Halt.

Da jammerten sie, jene Armen, in deren trübem Sinne die Erde nur ein erbärmlich Jammertal, und bettelten um Gottesliebe. Sie fürchteten sich, zum Vater zu gehen, weil sie wähnten, sie hätten ihn durch ihren Unglauben zum Zorn gereizt. Vor ihnen, im goldenen Gottesglanze lagen die leuchtenden Schätze der Gottesliebe. Allein die Armen fühlten sich ihrer zu unwürdig und wagten nicht, hinzugreifen.

Da kam Jesus.

Er zog den Blinden, denen ihre Blindheit zu drückend geworden war, den Staar von den Augen. Nun erst sahen sie, wie hell es draußen gewesen war. Daß es nicht erst irdischer Lichtlein bedurfte, um die Sonne zu sehen. Daß es nicht erst knöcherner Lehrsätze bedurfte zur Gotteserkenntnis.

Er nahm den Lahmen die Krücken. Und siehe da, herrlich konnten sie gehen. Ja sie fühlten sich froh und frei, daß sie nicht nach ihren Stöcken zu sehen brauchten, wenn sie gehen wollten. Sie kamen zum Bewußtsein der Gotteskraft, die bisher in ihnen geschlummert hatte.

Er zeigte den Armen den Weg zum Vaterherzen. Sie fanden nicht einen gestrengen Herrn, der nur denen seine Huld zeigt, die „den rechten Glauben“ haben, sie fanden eine allen Menschen, auch den „Ungläubigen“, helfende Gottesliebe. —

Je und je ist Christus in großen Gottesmännern wieder zu den Blinden, Lahmen und Armen gekommen. Auch in unseren Tagen. Darum ebensoviel gewaltiger Heilandssegen trotz der Blindheit oben und unten, trotz der Vorliebe für Krücken und uralte Stützen, trotz geistiger und kultureller Armut. Trotz der vielen Anstalten, in denen Verdummung und Verblendung geradezu groß gezogen wird. Trotz der vielen Krankenhäuser, da man den Gemeindemitgliedern schwächende Krücken statt belebender Gotteskraft giebt.

Darum unentwegt vorwärts zu denen, die nach der Gotteshülfe rufen, vorbei an den absichtlich Blinden, Lahmen und Armen!

Wahrlich nicht die schlechtesten sind es, die sehen, gehen und reich sein wollen!

Graz. Lic. Kurt Holtz.

Wie können wir Ungelehrten ein selbständiges Urteil über Babel und Bibel gewinnen?

I. Die verschiedenen Probleme.

Babel und Bibel — Bibel und Babel, so tönen gegenwärtig die Schlachtrufe von links und rechts an unser Ohr, und von beiden Seiten her werden wir aufgefordert, Partei zu ergreifen. Selbst der Kaiser, tief religiös und ganz untheologisch wie er ist, hat Partei ergriffen, und nun vollends glaubt jedes Blättchen politischen oder kirchlichen Charakters dasselbe tun zu müssen. Und wie wir's in der Durchschnittspresse gewohnt sind: je geringer die Sachkenntnis, desto größer die Sicherheit des Urteils. Hier Gottes heiliges geoffenbartes Wort gegen eitle Menschenfündlein — hier die siegreich fortschreitende moderne Wissenschaft gegen pfäffische Dunkelmänner — so hallt es von hüben und drüben wider. Was soll unsereiner dabei tun? Unsereiner, das heißt ein Ungelehrter, der in diesen Fragen nicht selbständig forschen kann: und „ungelehrt“ sind wir diesmal alle, auch die Pfarrer, auch wenn sie sonst „wissenschaftlich“ sind und die Bibel mehr oder weniger geläufig in beiden

Ursprachen lesen. Niemand hat die geringste Fähigkeit, auf diesem Gebiet selber zu forschen, als wer die Keilschrift auf den babylonischen Ziegelsteinen — und es sind nicht bloß sechs, wie in dem lustigen Lied — selber lesen kann; denn ums Lesen handelt es sich hier fast ebensosehr als ums Übersetzen, wie der Streit über den Namen Jahve zeigt.

Etwas aber können wir Ungelehrten doch tun, meine ich. Wir können unsre Augen scharf aufmachen und unsre Gedanken scharf aufpassen lassen, wenn die Gelehrten Tatsachen vorbringen, Schlüsse daraus ziehen und Probleme aufstellen. Und wir können auch die Gelehrten kritisieren. Freilich nicht, wenn sie „Tatsachen" bringen: da haben wir Ungelehrten uns zu fügen, aber da besorgen sie die Kritik untereinander schon ganz allein und keiner läßt dem andern da so leicht was falsches durchschlüpfen. Aber wenn sie Schlüsse ziehen — da steigen sie oft aus dem Bereich der Hieroglyphen und Ideogramme in das ganz gewöhnliche Gebiet der allverständlichen Logik herunter — und da haben auch wir mitzureden, da können wir selbst urteilen, ob ein Schluß zwingend und eine Folgerung notwendig ist. Und wenn es vollends daran geht, das Problem richtig zu stellen — da sehen die Fachgelehrten doch manchmal den Wald vor Bäumen nicht und die Unbefangenheit, — die ja keineswegs ohne Sachkenntnis zu sein braucht, — ist da vielleicht öfter auf unserer Seite als auf ihrer.

So wie ich die Sache ansehe, scheinen mir nun — etwa wie bei dem Darwinismus vulgaris der philosophisch dilettierenden Naturforscher — auch in dem Streit um Babel und Bibel verschiedene Probleme ineinandergewirrt zu sein, die man sorgfältig auseinander halten muß, wenn man hier zu einem selbständigen Urteil kommen will, die auseinanderzuhalten wir andern aber genau ebensogut im stande sind, als die Fachgelehrten. Das erste Problem ist das fachwissenschaftliche, das durch Delitzschs Vortrag bekanntlich nicht zum erstenmal gestellt, aber am meisten bekannt geworden ist, die Frage: hat die Bibel aus Babel etwas entlehnt und was? Hinter diesem Problem steht aber ein zweites, in viel allgemeinerem Sinn religionsgeschichtliches Problem: Was hat es mit den Entlehnungen in der Religion überhaupt auf sich? Diese beiden Probleme möchte ich nun zu Nutz und Frommen unsrer Leser im folgenden kurz behandeln.

II. Das fachwissenschaftliche Problem.

1. Wie man zu den Quellen steigt.

„Wie schwer sind nicht die Mittel zu erreichen, durch die man zu den Quellen steigt!" so hat gewiß schon mancher mit dem fleißigen Famulus Wagner geklagt, wenn er den kühnen Gedanken bei sich erwog, ob man denn in diesem Streit auch gar nicht ein bißchen eigenes Urteil gewinnen könne. Aber solchen zum Trost möchte ich hier zeigen, daß diese Mittel gar nicht so unbeschreiblich schwer zu erreichen sind, als sie vielleicht denken. Gerade wir Deutschen haben da ein Werk, das sich freilich nicht jeder kaufen kann, denn es kostet hundert Mark, das aber jede größere Bibliothek besitzt und um das andere Völker uns wohl beneiden können: Die Keilinschriftliche Bibliothek. Der geneigte Leser — so hätte ich fast mit Hebel gesagt — braucht nicht zu erschrecken: es ist alles „in unser geliebtes Deutsch übertragen". Es ist eine Sammlung von assyrischen und babylonischen Texten, im Wortlaut, nur mit lateinischer Schrift, geschrieben und ins Deutsche übersetzt, herausgegeben und bearbeitet von sechs hervorragenden Fachgelehrten. Bis jetzt sind sechs Bände erschienen (Berlin, bei Reuther & Reichard), die alles das enthalten, was wir zur Kenntnis der einschlägigen Fragen brauchen: geschichtliche Texte aus den Jahren 4000 bis 620 vor Christus, juristische und geschäftliche Urkunden, Mythen und Epen und die bekannten assyrisch geschriebenen Briefe ägyptischer Statthalter an ihren König um 1380, die Tontafeln von Amarna.

Unsere Gelehrten geben uns aber nicht bloß das Rohmaterial, sondern sie bereiten es uns auch gleich schmackhaft zu. Es gibt zwei ausgezeichnete Zusammenstellungen. Die erste findet sich in dem 1901 erschienenen dritten Band der Helmoltschen Weltgeschichte, (Leipzig, Bibl. Inst. 10 *M.*) in dem Winckler die Geschichte Westasiens bis zum Auftreten Muhammeds auf 250 Seiten ausgezeichnet darstellt. Die andere Zusammenstellung stammt ursprünglich von Eberhard Schrader und erschien schon 1872 unter dem Titel Die Keilinschriften und das Alte Testament: die neuste dritte Auflage ist von Winckler und Zimmern gänzlich umgearbeitet worden (mit Ausdehnung auf die Apokryphen, Pseudepigraphen und das Neue Testament, Berlin, Reuther & Reichard, 1903, 680 S. 21 *M.*). Im ersten Teil gibt Winckler eine Übersicht über die ganze vorderasiatische Geschichte mit Bezug auf Israel und eine Skizze der Geschichte Israels selber auf Grund dieser Forschungen; im zweiten Teil erhalten wir von Zimmern einen Überblick über Pantheon, Mythen, Kultus, Aberglauben, Religiosität, Moral und Weltbild der Babylonier. Da die frühere Anordnung nach der Reihenfolge der Bibelstellen zu Gunsten der jetzigen zusammenhängenden Darstellung verlassen worden ist, gibt ein Verzeichnis der behandelten Bibelstellen die Möglichkeit, alles rasch aufzufinden

---

Neuere deutsche Dichter in ihrer religiösen Stellung.*)

In vorliegender Schrift gibt uns Dr. Otto Frommel aus Karlsruhe, nicht der verdiente Herausgeber der Biographie des Hofpredigers Frommel, sondern ein Geistesverwandter, eine Charakteristik der Werke von sieben neueren deutschen Dichtern. Es sind dies Fr. Hebbel, der Dichter der Nibelungen, Gottfr. Keller aus Zürich, der Verfasser des grünen Heinrich, der Novellendichter Th. Storm aus Husum, der Schweizer Dichter C. F. Meyer, der Berliner Schriftsteller Th. Fontane, der Wiener Dichterin M. v. Ebner-Eschenbach und endlich der liebenswürdige P. Rosegger. Dem kirchlich-interessierten Literaturfreund erspart Fr. ganze Büchereien von Werken. Der Standpunkt des Verfassers ist ein kirchlich freier, etwa der von R. Rothe und religiöser, die Milde und Objektivität des Urteils erweckt volles Vertrauen zu seiner Darstellung. Bei manchen Schriften hätten wir allerdings das Richtbeil der Kritik etwas schärfer geschwungen. Wir denken namentlich an die frivole Art, wie G. Keller in seinen Leuten von Seldwyla, der Novelle vom verlorenen Lachen, die religiöse Reformrichtung in der Schweiz, die Anhänger eines H. Lang, A. Bitzius, Langhans verspottet. Wer das Glück gehabt hat, diese Geisteshelden in ihrem köstlichen Freimut und feurigen Beredsamkeit kennen zu lernen, der sollte sich hüten, in den Zeiten schweren Kampfes den Dunkelmännern durch Satire und Verhöhnung Waffen in die Hand zu geben. Der eifrige H. Lang war auch über diese Behandlungsweise seines Landmannes „des Teufels" und predigte in dem Münster von Zürich direkt gegen die Novelle, deren Held, augenscheinlich Keller selbst, seiner Frau, einer eifrigen Anhängerin der Reform, sinnbildlich nach Schluß des Gottesdienstes die spöttische Frage zuwarf: Die Kirche ist aus — hörst du das Zeichen? Dreißig Jahre nach dieser Prophezeiung hat es sich gezeigt, daß die protestantische Kirche namentlich in der Schweiz eine recht zähe Lebenskraft besitzt und die Weissagungen eines Keller sich als eitel Wind erwiesen haben. Insbesondere dürfte die frivole Schlußscene, in der der Reform-Pfarrer aus Schwanau von dem Sterbebette einer alten Frau fortgewiesen wird, weil er sie nicht zu trösten versteht, und auf ihre Frage nach dem ewigen Leben keine Antwort weiß, sich jetzt nach den Publikationen der Reden dieser Vertreter der Reform als eine durchaus unwahre erweisen. A. Bitzius' Predigten sind jetzt in 7 Bänden verbreitet und geben auf die Frage nach dem ewigen Leben so meisterhafte Antworten, daß jede Richtung sich an ihr erbauen kann. Wir nennen nur die große im Berner Rathaus gehaltene Rede über den Tod im Jahre 1873 — wohl das Gewaltigste, was die homiletische Literatur der letzten Jahre kennt, und dann die allerletzte und schönste des VII. Bandes über das Wiederkommen unserer Toten aus dem Jahre 1875. An diesen Reden können sich Frauen und Männer, Gelehrte

*) Acht Aufsätze von Otto Frommel. Berlin. Verlag von Gebr. Pantel. 1902. 137 S.

was man sucht. Der heutige Stand der Assyriologie zeigt sich dem Leser deutlich in dem vielen Neuen, was seit der zweiten Auflage in das Buch hineingekommen ist: wenn ein gewisses Gefühl der Unsicherheit uns beschleichen will, ob denn das nun auch wirklich alles „bleibende Resultate" der Forschung seien, so würden uns die Verfasser wahrscheinlich antworten, daß eben noch vieles im Fluß sei und darum nicht sicherer dargestellt werden könne, als es eben in Wirklichkeit bis jetzt festgestellt ist. Leider sind die ausführlichen Paralleltexte zur Sintflut und Schöpfung nicht wieder abgedruckt und wir werden dafür auf die demnächst erscheinende Neuauflage von Winckler Keilinschriftlichem Textbuch zum Alten Testament verwiesen. — (Von dem neuesten englischen Buch über die babylonische Religion, dem von Jastrow, ist eine deutsche Übersetzung soeben im Erscheinen begriffen.)

Neben diesen größeren gibt es eine Reihe von kleineren Schriften: besonders die von der vorderasiatischen Gesellschaft herausgegebenen kleinen Hefte unter dem Titel „der alte Orient" (Leipzig, Hinrichs, je 60 ₰, der Jahrgang zu vier Heften ℳ 2.—) orientieren vortrefflich über alles. Ich führe nur die an, die unsere Frage berühren: „Die Völker Vorderasiens", „Die politische Entwicklung Babyloniens und Assyriens", „Himmels- und Weltenbild der Babylonier als Grundlage der Weltanschauung und Mythologie aller Völker" von Winckler (Doppelheft) und „Biblische und babylonische Urgeschichte" von Zimmern. Während Zimmern uns hier die wichtigsten Paralleltexte im Auszug gibt, zeigt Winckler in der zuletzt genannten Schrift, daß die Religion im Orient immer auch zugleich Welterklärung und darum überall von der alten babylonischen Weisheit abhängig ist: ja die ganze antike Geschichtschreibung, die der Bibel und des Islam sogut als die ältere griechisch-römische, arbeitet mit diesem mythologischen Material, um Einkleidung und Ausstattung von Begebenheiten aus ihm zu gewinnen, über die sonst keine genaue Überlieferung vorlag. Winckler wendet dies auch auf die biblische Geschichte bis Salomo an: aber während auf diese Weise vieles einzelne unsicher wird, scheint es, als ob gerade in dieser Auffassung sich ein Mittel fände, um auch ältestes, wie die Geschichte der Erzväter, wieder als im Kern historisch und nur mythologisch ausgeschmückt ansehen zu können.

Auch die Gesetze Hammurabis, des in dem Brief des Kaisers erwähnten babylonischen Königs aus dem Jahr 2222 sind jetzt mit einer Abbildung des Originalsteines in den Heften des „Alten Orients" erschienen.

2. Die neuen Streitschriften.

Alles bisher Besprochene ist ohne Bezug auf die neueste Streitfrage geschrieben und sucht uns den Zugang zu den Quellen zu ermitteln. Aber getränkt von diesen Quellen ist seit Delitzschs erstem Vortrag eine reiche Flora von Streitschriften für und besonders wider Delitzsch aufgeschossen. Bei einigen ihrer Verfasser, besonders bei den mehr apologetisch gerichteten, gewinnt man allerdings öfter den Eindruck, daß ihre assyriologische Waffenrüstung etwas altertümlich ist: wer hier mitreden will, muß eben mit der rüstig fortschreitenden Forschung auf dem laufenden bleiben. Die bloße getroste Zuversicht zu der Wahrheit der Bibel, wie sie z. B. Knieschke[1]) besitzt, der den Evangelisten Johannes als entscheidenden Zeugen dafür anführt, daß „das Gesetz durch Moses gegeben" sei, kann in der wissenschaftlichen Debatte nicht mitreden. Auch Dieckmann,[2]) der, offenbar auf seinem ersten Ausflug ins Babylonische, das Gilgamesch-Epos geschichtlich, statt wie die Forscher mythisch erklärt, und in ihm natürlich die Wahrheit von 1. Mose 14 bestätigt findet, wird trotz seines wirklich lobenswerten Fleißes wohl keinen Assyriologen überzeugen. — Königs[3]) erste Streitschrift hat bis jetzt schon sieben Auflagen erlebt: er will darin Kulturwellen nachweisen, die von West nach Ost gegangen sind und die ganze Entlehnungstheorie überhaupt angreifen. Hommel[4]) hat sich auf der Eisenacher Konferenz selbst als einen für positiv geltenden Orientalisten bezeichnet und polemisiert scharf gegen die „auf materialistisch-philosophischen Grundlagen ruhenden Hypothesen" der Wellhausenianer, von denen ihn „eine Welt trenne": aber trotzdem er auf dem unsicheren Grund der Geschichtlichkeit von 1. Mose 14 weiterbaut, das „aus der Tradition stammt, wie sie im Kreise gottesfürchtiger Patriarchen in Chaldäa umlief", ist er mit seiner Quellenkritik, die bis zum letzten Jahrhundert vor Christus Einschübe in die „mosaische Schrift" annimmt, und mit seinem Zugeständnis, daß auch bei den Berichten über historische Ereignisse Form und Farbe der Darstellung ganz wohl der mythologischen Anschauungswelt entnommen sein kann, doch nicht so übermäßig „positiv".

Andere ebenfalls für „positiv" geltende Forscher kommen Delitzsch viel weiter entgegen: Öttli[5]) ist vorurteilslos genug, von allen Außenposten auf das Zentrum der Religion zurückzugehen und die Annahme einer Uroffenbarung als eine bloße Hypothese zu bezeichnen, deren Verwerfung oder Annahme nichts mit dem religiösen Glauben zu tun habe. Wenn er die Wirkungen des prophetischen Geistes hervorhebt, der nicht der Volksgeist Israels war, aber alle fremden Stoffe eingeschmolzen und den Jehovaglauben auf eine Höhe geführt hat, der alles sonstige Vorderasiatische weit übertrifft, hat er sicher den schwachen Punkt bei Delitzsch richtig getroffen. Auch Barths[6]) Einwendungen gegen Delitzsch sind teilweise offenbar begründet, besonders wenn er darauf hinweist, daß die einfache Gleichsetzung des hebräischen Sabbats mit dem babylonischen um nuch libbi von den Assyriologen selbst wieder aufgegeben ist und daß die Paradiesesgeschichte in Babylon bis jetzt nur der findet, der sie unbedingt finden will. Kittel[7]) zeigt, wie vorsichtig man bei Leugnung der Geschichtlichkeit uralter Heroen sein muß, indem er darauf hinweist, daß selbst so sagenhafte Gestalten wie Minos und Midas heute durch Ausgrabungen wieder als historisch nachgewiesen seien. Auch die Tatsächlichkeit des Herabsinkens von höheren auf niedere Kulturstufen, sowie davon, daß

---

und Ungelehrte, Reiche und Arme erbauen. Auch bei dem Berliner Kritiker Fontane findet man kaum eine Ahnung der Kämpfe um apostolisches Glaubensbekenntnis und moderne Wissenschaft, die in seiner unmittelbaren Nähe spielten. „Diese ganze Richtung ist uns unsympathisch" — dachten die Berliner Redakteure mit dem Polizeipräsidenten und ließen die modernen Predigten und liberalen Vorträge im Redaktionskorb verschwinden. — Meisterhaft ist der 8. Aufsatz geschrieben, in dem Frommel das Facit aus seiner Besprechung zieht und der künftigen Entwicklung die Wege weist. Wir teilen nur den Schluß mit. „Die Wahrheit des Christentums auch dem modernen Bewußtsein zu erweisen, scheint mir die wichtigste Aufgabe der Gegenwart. Eine mächtige Förderung dieser Aufgabe würde es bedeuten, wollte die Dichtkunst, ihren uralten Beziehungen zur Religion eingedenk, das gelockerte Band aufs neue knüpfen, nicht, indem sie sich in den Dienst kirchlicher Tendenzen begibt, sondern indem sie den Geist des Evangeliums neu erfaßt und Werke hervorbringt, die ebenso streng in der Wirklichkeit des gegenwärtigen Lebens gegründet sind, als das Ewige in ihnen leben muß, das vom Evangelium auf den Geist des Künstlers überströmt. Ansätze zu solchen Kunstwerken der Zukunft besitzen wir schon heute — namentlich die Musik in der unerreichten Kunst R. Wagners. Vielleicht erfüllt sich denn bald das Wort von Novalis über die Union des echten Dichters und Priesters in einer Person."

O. Fr.

---

[1]) W. Knieschke, Bibel und Babel, El und Bel. Westend-Berlin, Akad. Buchh., 64 S. ℳ 1,—

[2]) Chr. Dieckmann, das Gilgamis-Epos in seiner Bedeutung für Bibel und Babel (Leipzig, Steffen, 1902, 198 S. ℳ 4,50).

[3]) Ed. König, Bibel und Babel. Eine kulturgeschichtliche Skizze. Berlin, Warneck, 1902, 51 S. 80 ₰. — Außerdem: Babylonisierungsversuche betreffs der Patriarchen und Propheten. — Ebenso: Babyloniens Kultur und die Weltgeschichte.

[4]) Hommel, die altorientalischen Denkmäler und das Alte Testament. Berlin, Deutsche Orientmission, 1902, 38 S. ℳ 1,—

[5]) Öttli, der Kampf um Bibel und Babel. Leipzig, Deichert, 1902, 32 S. 80 ₰.

[6]) Barth, Babel und israelitisches Religionswesen. Berlin, Meyer & Müller, 1902, 36 S. 80 ₰.

[7]) Kittel, Die babylonischen Ausgrabungen und die bibl. Urgeschichte. Leipzig, Deichert, 1903, 36 S. 80 ₰.

Menschen in der Überlieferung zu Göttern werden können, betont er gegenüber den herrschenden gegenteiligen Anschauungen gewiß mit Recht. Budde[8]) wendet sich hauptsächlich gegen Winckler: er hebt hervor, daß Mythen oft als einfache Märchen wandern und sich dann an eine sonst ganz historische Person hängen können; außerdem will er nachweisen, daß z. B. die Sintflutsage zwischen 800 und 700 übernommen worden sein müsse, und ein zweiter Zufluß dieses intermittierenden Stroms der Mytheneinwanderung im Exil zu suchen sei.

Die interessanteste Vereinigung von alten und neuen Anschauungen bietet Jeremias.[9]) Er geht am weitesten in der runden Zustimmung zu Delitzsch und Winckler: aber er wendet ihre Anschauungen direkt gegen die von ihnen daraus gezogenen Folgerungen: wenn es infolge des uralten Einflusses babylonischer Kultur in Vorderasien keine primitiven, kulturlosen Semiten, auch nicht in Arabien, gegeben habe, so sei damit die Grundlage der modernen Anschauung, daß die Religion Israels aus primitiven Anfängen sich entwickelt habe, zerstört, und die Anwendung des mythologischen Schemas in der Geschichtschreibung lasse die Möglichkeit offen, auch in ganz mythologisch aussehenden Gestalten einen geschichtlichen Kern anzuerkennen. Man darf auf sein angekündigtes Buch: Das Alte Testament im Lichte des Alten Orients (Leipzig, Hinrichs) außerordentlich gespannt sein.

Außer diesen gesondert erschienenen Schriften haben eine Menge von Zeitschriften ausführliche Aufsätze über Babel und Bibel gebracht, auf die ich hier natürlich nicht eingehen kann. Ich wende mich vielmehr zu dem Urheber dieser ganzen neuesten Bewegung, zu Delitzsch selber.

Über Diakonissenhausfrömmigkeit und Innere Mission.

Unter dem absonderlich klingenden Titel „Frei zum Dienst" hat Luise Algenstädt (L. Annshagen) ihr voriges Jahr anonym erschienenes Buch nunmehr in vierter Auflage hinausgehen lassen, und zwar mit Nennung ihres Namens. (Leipzig, Ernst Bredt. 5 *M.*) Die Verfasserin kleidet die (ihre?) Erlebnisse einer Diakonisse in die Form eines Romans. Damenhaft zarte Ausstattung, bläulich getöntes Papier, mattblauer Umschlag und merkwürdigerweise auf diesem das Geleitwort gedruckt, das alles erweckt den Anschein, diese Diakonissengeschichte sei bloß für Frauenhände und Frauenaugen und weiblich zarte Gemüter. Das wäre ein großer Irrtum. Das starke Buch geht auch alle Männerherzen an, die es wohlmeinen mit unserem deutschen evangelischen Volk. So sei es jedermann nachdrücklich empfohlen, namentlich denen, welche das 1881 von Adelheid Bandau herausgegebene „Zwölf Jahre als Diakonissin" (Berlin, G. Hempel) unbefriedigt aus der Hand gelegt haben. Dies letztere, seiner Zeit gegen das Kaiserswerther Diakonissenhaus geschrieben, läßt uns zwar mancherlei Einblicke ins Diakonissenwesen tun, ist aber mit seiner ermüdenden Reihe von Einzelbildern und seinem vielen Klatsch ein trostloses Machwerk im Vergleich zu dem Algenstädtschen Roman. Ist es seiner Zeit so gut wie unbeachtet geblieben oder totgeschwiegen worden, so hat es daran gelegen, daß es aller großen und leitenden Gesichtspunkte ermangelte. Ein Buch aber wie unser neues, mit großzügiger Anlage, psychologisch feiner Entwicklung und straff aufgebauter Handlung, wird seinen Beruf ganz gewiß nicht verfehlen.

Gabriele Mellbrock, die hochgebildete und feinfühlige Tochter aus guter Familie, tritt mit einem für alles Edle und Schöne glühenden Herzen ins Diakonissenhaus ein. Aber sie findet nicht, was sie sucht. Auf Schritt und Tritt geraten Freiheitsgefühl und Bildungsdrang in Konflikt mit ihrer Umgebung; und eine Fülle von Dingen, welche sie als kleinlich und nebensächlich zu betrachten sich abmüht, offenbaren sich ihr je länger je mehr als wesentliche Bestandteile der Frömmigkeit, in welche sie durch Anstaltsordnung und suggerierenden Einfluß hineingepreßt wird. Sie ist nicht „fromm" genug für ein Diakonissenhaus. So tritt sie aus und erwählt den freien Beruf der Ärztin. Doch wir würden dem wunderbar frischen und mit erstklassigem Erzähltalent ausgespannten Roman Abbruch tun, wollten wir Einzelheiten vorführen. Hier gilt: selber lesen und den Notruf vernehmen, der von den Doedmanns-Oeren klingt! Daß auch ein gut Stück moderner Frauenfrage in die Erzählung hineinspielt, gereicht ihr fürwahr nicht zum Nachteil.

Gabriele Mellbrock ist nicht fromm genug für das, was ein Diakonissenhaus heutzutage unter Frommsein versteht. Wohl ist sie gläubig — aber sie ist nicht fromm genug! So hat nun eine Diakonissenoberin, Th. von Saldern, eine Gegenschrift herausgegeben und dieselbe betitelt: „Frei im Dienst". (Wolfenbüttel, J. Zwißler. 1902.) Jenen Schattenbildern mit ihren bösen Wirkungen, wie im Vorwort gesagt wird, soll das Licht der Wahrheit gegenübergestellt werden. Zu diesem Zwecke greift die Verfasserin Bilder aus dem Leben und Treiben von Krüppelheimen (Hoym und Nowawes) heraus. Es sind warmherzige Bilder, mit überschwenglicher Begeisterung vorgeführt. Fast in jedem Satz ist irgend ein Wort gesperrt gedruckt, um die Eindringlichkeit zu steigern. Es ist nicht unmöglich, daß diese Skizzen bereits vor Erscheinen des „Frei zum Dienst" niedergeschrieben, dann aber mit ihrem sie als Gegenschrift zeichnenden Titel versehen wurden. Frei im Dienst — das soll eine Zusammenfassung dessen sein, was seit Löhe als Grundsatz evangelischen Diakonissentums gilt: mein Lohn ist der, daß ich dienen darf. — Wollte aber dieses Buch eine wirkliche Widerlegung des in „Frei zum Dienst" Gebrachten darstellen oder auch nur als eine Art Beruhigungsmittel dienen, so hätte es auf die in der ersten Schrift ausgeführten Gedanken, daß nämlich die Frau die Freiheit haben muß, mit allen ihren Gaben zu dienen, irgendwie eingehen müssen, vor allem auf das, was eine sich „im Dienst frei" fühlende Diakonisse in ihrem Beruf empfindet. Aber werden nun lediglich die Gefühle beim Anblick armer verkrüppelter Kinder geschildert, so mögen die in überschwenglich frommen Worten geschilderten Skizzen wohl eine Begeisterung für die Krüppelsache erwecken, — um mit Ausdrücken der Inneren Mission zu reden —, aber den Vorstoß des Algenstädtschen Buches abzuschwächen oder gar zu entkräften vermögen sie nicht. Sie zu lesen bleibt mehr oder weniger Geschmackssache. Man lese z. B. Seite 70. O weh, was sind das für unkindliche Reden, welche die Verfasserin da von sterbenden Kindern berichtet! Wie vieles von dem mag wohl suggeriert, um nicht zu sagen andressiert, sein!

So würden wir nicht anstehen, diese Gegenschrift für recht harmlos zu erklären, enthielte sie nicht einen Anhang, verfaßt von dem in Kreisen der Inneren Mission bekannten Pastor Hoppe in Nowawes. Hoppe spricht hier von „dem Willensanteil der einzelnen Schwester an der Entwicklung und Leitung des Diakonissenmutterhauses und an ihrer besonderen Aufgabe". In sieben Thesen lesen wir da von „dem gegenseitigen Freiheitsverhältnis" der Diakonissen und des Mutterhauses. Schade, daß er unter dieser Gegenseitigkeit die Einseitigkeit versteht, daß die Diakonisse die Entscheidung über die Art der Ausübung ihres Berufs dem Mutterhaus, bezw. dessen Leitern übergibt. (These IV.) Nur die Wahl ihres Diakonissenberufs ist eine freie Sache. Sobald die Anstaltstür hinter ihr ins Schloß fällt, ist es mit jeglicher Freiheit vorbei. Wir wollen mit den wunderlichen Ausdrücken „Frei zum Dienst" und „Frei im Dienst" kein Silbenstecherei treiben. Beide öffnen der Haarspalterei Tür und Tor. Aber die Frage müssen wir aufwerfen: darf jemand heutzutage von einer Diakonisse verlangen: die Arbeit an und für sich, als Dienen, muß dir auf jeden Fall genügen, und alles andere hast du zu unterdrücken? — Von den heutigen Vorkämpfern der Diakonissenhausfrömmigkeit wird diese Frage nicht anders als zu den Zeiten eines Löhe unbedingt bejahend beantwortet. Als kennzeichnend und für die Lage der Dinge maßgebend muß die jüngste Veröffentlichung des Altonaer Diakonissenpastor Schäfer gelten: Unsere Schwester. Ein Wort

[8]) Budde, Das Alte Testament und die Ausgrabungen. Gießen, Ricker, 1903, 39 S. 80 ₰.

[9]) Jeremias, Im Kampfe um Bibel und Babel. Leipzig, Hinrichs, 1903, 3. Auflage. 50 ₰.

hand Streitigkeiten gegeben zu haben, die sich teils um den Synergismus drehten, teils daraus entsprangen, daß Flacius ein Bündnis mit den dortigen Calvinisten nicht eher schließen wollte, als bis er sie in einer Disputation überwunden hätte. Es ist für den Mann äußerst charakteristisch, daß er in dem Augenblick, wo die Not der Zeit einen Zusammenschluß beider evangelischer Parteien so dringend erfordert hätte, darüber triumphieren kann, neue Waffen gegen die Reformierten gefunden zu haben.

Von Frankfurt, wohin er sich zunächst gewandt, mußte er infolge dieser leidenschaftlichen Bekämpfungen des reformierten Glaubens ebenfalls in kurzem weichen. Er ging nach Straßburg, wo sich die Theologen zunächst seiner annahmen. Als er jedoch mit seinem „Schlüssel zum Neuen Testament" einen Traktat veröffentlichte, der die anstößige Lehre von der Substanzialität der Erbsünde aufs neue vortrug und dadurch auswärts einen heftigen Sturm gegen sich entfesselte, wurden auch sie bedenklich; sie mochten den Ruhm ihrer Orthodoxie seinetwegen nicht preisgeben.

Flacius bemühte sich auf alle Weise eine allgemeine Synode zu stande zu bringen, vor der er sich zu rechtfertigen dachte, und wandte sich zu diesem Zwecke an viele deutsche Fürsten. Auch mehrfache Reisen unternahm er; so zum Grafen von Mansfeld, wo er wenigstens ein Kolloquium mit der Geistlichkeit erreichte, das für ihn nicht ungünstig verlief, aber die Folge hatte, daß sich die dortigen Bergleute in zwei Parteien, der Substanziarier und Accidenzer, zerspalteten.

Von Straßburg hat er sich wieder nach Frankfurt gewandt, wo ihm und seiner bedrängten und von Krankheit heimgesuchten Schar die evangelische Priorin des Klosters zu den weißen Frauen, Katharina von Merfeld, eine letzte Zufluchtsstätte gewährte und ihn eine Zeitlang wacker schützte, als der Rat, dem Kurfürst August hohe Versprechungen gemacht hatte, seine Wiederausweisung beschloß. Endlich wurde ihm doch als letzter Termin der Abreise der 1. Mai 1775 gesetzt. Aber der auf Erden friedlose Mann ging schon vorher zum ewigen Frieden ein. Trotz fortschreitender Entkräftigung hatte er sich fast bis zuletzt aufrecht gehalten und selbst, als ihm am 9. März heftige Schmerzen und Ohnmachten auf das Lager zwangen, sprach er noch die Absicht aus, seinem Sohn ein letztes Bekenntnis zu diktieren. Er ist nicht mehr dazu gekommen. Am 11. früh ist er unter den Worten: Jesu Christe, erbarme dich meiner! erst 55 Jahr alt, entschlafen.

Der tragische Ausgang dieses bewegten Lebens muß auch den Gegner milde stimmen. Ein liebenswürdiger Charakter ist Flacius freilich nicht, auch im persönlichen Verkehr war er, der nur in seinen Arbeiten und Kämpfen lebte, eher abstoßend. Alle Ecken und Kanten, die Luthers Persönlichkeit zeigt, kehren auch bei seinem Jünger wieder. Aber aus den Augen des Südländers brennt nur der verzehrende Eifer um Gottes Haus, leuchtet nicht des Meisters deutsches, sonniges Gemüt. Gleichwohl wird der Historiker in aller Einseitigkeit eine gewisse Größe nicht verkennen.

Vor allem verdient es Bewunderung, daß er in aller Unruhe des äußeren und inneren Lebens Muße und Sammlung behielt zu größeren, rein wissenschaftlichen Arbeiten. Sein Hauptwerk, die gewaltigen Magdeburger Centurien, an dem unter des Flacius Leitung ein ganzer Stab von Mitarbeitern tätig war, würde allein genügen, seinen Namen unsterblich zu machen. Sie wollen, nach den einzelnen Jahrhunderten geordnet, die Geschichte des Antichristentums in der Kirche von den Anfängen bis zu seiner höchsten Machtentfaltung darstellen und bezeichnen nach dem Urteil eines hervorragenden Kirchenhistorikers*) einen bedeutenden Fortschritt auf dem Gebiete der Kirchengeschichtsschreibung, nicht allein wegen des umfassenden Rückganges auf die Quellen und der Vollständigkeit, mit der das Material zusammengetragen ist, sondern auch, weil in ihnen ein geschlossener Pragmatismus der Geschichtsentwicklung durchgeführt ist. Das polemische Interesse verleitet zwar den Verfasser zuweilen zu Einseitigkeiten des Urteils, auf der anderen Seite aber hat es den kritischen Blick gewaltig geschärft. Wo es nicht hereinspielt, läßt der kritische Spürsinn nach. Das Werk hat lange Zeit der protestantischen Polemik die schärfsten Waffen gegen Rom geliefert.

Das Gegenstück dazu bildet der „Catalogus testium veritatis", der den Beweis führen soll, daß die evangelische Wahrheit keine neue Entdeckung, sondern zu allen Zeiten in der römischen Kirche bezeugt worden ist. Etwa 400 solcher Wahrheitszeugen hat Flacius zum Teil aus handschriftlichen Quellen zusammengebracht.

Eine Frucht von des Flacius nicht minder rühriger Tätigkeit auf dem Felde der Schriftwissenschaft war neben anderen Arbeiten der erwähnte „Schlüssel zum Neuen Testament", ein Bibelwörterbuch, das zugleich die rechte Methode der Auslegung lehren will und in verdienstvoller Weise gegenüber der allegorischen Erklärung auf den natürlichen Wortsinn dringt.

Daß auch der Literarhistoriker unserm Theologen zum Danke verpflichtet ist, wird den meisten Lesern bekannt sein. Die Evangelienharmonie des Otfried von Weißenburg, der „Krist", ist von ihm zum erstenmal herausgegeben worden. Es sollte der Dank sein an das deutsche Volk, das ihm, dem Slaven, die wahre Religion gegeben.

Jena. Friedrich Lipsius.

*) Kawerau in Herzogs Real-Encyklopädie.

Umschau.

Man schreibt uns unter der Überschrift **Unkirchlich-Kirchliches**: In den Berichten positiver Blätter über die erfreuliche Fülle des Kirchenbesuches in den letztvergangenen Feiertagen fehlen natürlich die üblichen abfälligen Bemerkungen über Kirchgänger nicht, die nur so bei Gelegenheit, bei Festen sich sehen lassen, die sie doch nicht umgehen zu können meinen u. s. w. Gewiß, es geschieht gerade zu solchen hohen Zeiten des kirchlich-gottesdienstlichen Lebens, daß neben dem sicher hinschreitenden und breit hintretenden Pharisäer auch der Zöllner „hinauf geht, um zu beten". Und es geschieht auch heute noch so, wie Jesus es schildert, daß den Pharisäer dies ärgert, vielleicht aber auch, daß „dieser (Zöllner) gerechtfertigt hinabgeht in sein Haus vor jenem".

Wir billigen gewiß nicht die Vernachlässigung des Gottesdienstes, wie sie weithin auch unter den Freunden unserer Sache sich findet. Am allerwenigsten, wenn es heißt: ich habe dies und jenes zu tun, bin zu sehr in Anspruch genommen und in unendliche Geschäfte verwickelt. Aber wir können es doch auch wieder verstehen, wenn so mancher dem gewöhnlich in der Stellungnahme unklaren „positiven" Predigtbetrieb gegenüber sagt: ich bitte dich, entschuldige mich. Übrigens ist die Ablehnung gerade der gottesdienstlichen Seite des Christentums in der Gegenwart viel mehr eine allgemeine Zeiterscheinung, als eine einzelne Parteischuld.

Unkirchlich — was ist das denn eigentlich? und wieso betrifft es uns? Es heißt gemeinhin eben, daß die Liberalen schlechte Kirchgänger seien, und daraus wird dann gleich der Schluß gezogen, daß sie auch unkirchlich, ja irreligiös seien. Letzteres ist unverschämt, gegen die erste Behauptung läßt sich, weil sie so als Redensart gebraucht wird, nicht streiten. Wir wollen auch nicht fragen, wie groß wohl bei den positiven Kirchen wählern der Prozentsatz der Kirchengänger sei? obschon doch bei ihnen und nach ihren Grundsätzen allerdings der gottesdienstliche Eifer ein ganz wesentliches Merkmal der Frömmigkeit ist, wenigstens kleiden sie ja so ziemlich jede Versammlung in gottesdienstliche Formen. Sogar bei Ausflügen ins Freie wird „zum Gebet" geblasen oder es werden solche ausdrücklich zu „Waldgottesdiensten" unternommen. Daß die Restaurationen dabei ringsum geschlossen sein müßten, hat man bis jetzt noch nicht gefordert. Gefährlich würde das am Ende nicht werden, denn die mitgenommenen Kober enthalten wohl nicht nur Gesangbücher. Wir wollen es keinen Augenblick leugnen, daß dieser kirchlich-gottesdienstliche Trieb dem modernen Protestantismus fehlt, und wir könnten mancherlei vom Laienstandpunkte aus anführen, wodurch es sich einigermaßen erklärt. Aber es handelt uns sich für dies Mal um eine andere Art der Unkirchlichkeit, die wir gern einge-

stehen wollen, ja deren wir uns rühmen, weil wir durch sie erst recht befähigt sind, wirklich kirchlich zu wirken für die Zukunft des Protestantismus.

Aus sehr berufenem Munde stammt das bitterwahre Wort: daraus, daß die Kirche die öffentliche Meinung gegen sich hat, entspringen alle ihre heutigen Nöte.

Die Heißsporne unter unseren Gegnern werden zwar sagen: das ist im Gegenteil der Ruhm der Kirche, denn diese öffentliche Meinung ist Abfall, ist aufgestiegen aus dem Abgrunde des Unglaubens, ist die Frucht der Revolution und des Liberalismus.

Das ist ein geschichtlicher Irrtum, um nicht zu sagen eine Fälschung. Es gab eine Zeit — und es sind knapp zwei Menschenalter seitdem verflossen —, da herrschte der wärmste Sinn für die Träger des evangelischen Predigtamtes, und das Pfarrhaus war mit Achtung und Liebe umgeben vom bürgerlichen Leben. Wir brauchen nur zu erinnern an Schilderungen, wie sie in Goethes „Hermann und Dorothea", in Voß' „Luise", namentlich auch in Fritz Reuters „Ut mine Stromtid" und „Hanne Nüte" enthalten sind. Wie anders bald darauf! „Wo die Lieblingsschriftsteller der fünfziger Jahre einen rechten Schleicher, Heuchler oder geheimen Verbrecher für ihre Romane brauchten, da mußte er allemal Kandidat, Pfarrer oder Konsistorialrat sein." Man könnte sagen: diese Schriftsteller taugten eben nichts, man könnte ihnen die Zuständigkeit bestreiten, — aber die Tatsache besteht doch, daß sie ihrer Leserwelt damit gefielen. Der Dichter kann seine Gestalten und ihr Zeitverhältnis nur schaffen „aus der Zeit".

Was war geschehen?

Mit dem Anfang des Jahrhunderts setzt eine neue Entwicklung der Religion ein. Frömmigkeit wird eine Sache des Gemüts, eine dem Menschen eigene, innerlich sich ergebende und erhebende Anbetung.

In den 30er Jahren setzt entsprechend der theologische Fortschritt ein, in dem die wissenschaftliche Bibelforschung sich vollends von den Hemmnissen befreit, die ihr unprotestantischerweise durch die kirchliche Überlieferung aufgelegt waren. Mit protestantischem Wahrheitsmut, wie schon Lessing ihn gefordert, fing man an in der Bibel das zu lesen, was wirklich in ihr steht, nicht was über ihren Inhalt kirchlich feststand. Und es erstarkte der religionsphilosophische Sinn, der nicht unter das überlieferte Dogma sich beugt, sondern nach der religiösen Wahrheit forscht. Kurz, es trat eine Wiedergeburt der Reformation ein, in der die abgelebte Kirchenform zu Grunde ging und der moderne Protestantismus auf den Plan trat.

Dagegen erhob sich in Verbindung mit dem Pietismus die kirchlich-orthodoxe Reaktion und stellte sich als offenbarungsgläubig und bekenntnistreu dem Neuen entgegen. Eine pietistisch-engherherzige, frömmelnde Kirchlichkeit kam auf. Hier wird die Frömmigkeit neben das alltägliche Leben und darum die Kirche über das bürgerliche Leben gestellt. In der Kirche selbst aber ergibt sich ein eifriger Frömmigkeitsbetrieb in Vereinen, engeren gottesdienstlichen Vereinigungen, Gebetsversammlungen und Bibelkränzchen. Die Frömmigkeit wird mit dem Glockenschlage, unter dem Vorbeter und in strenger Gebärde betrieben, ihre Natur aber wird ausgetrieben. Und diese Kirche hat auch keine Theologie mehr, denn sie haßt die Wissenschaft. Sie braucht freilich auch keine Theologie, denn ihre Gottesdienste werden Liturgien und ihre Predigten sind nur Erweiterungen des Glaubensbekenntnisses.

„Daß aber eine Theologie, wie die, die sich aus den Straußschen Kämpfen entwickelte, der allgemeinen Verurteilung verfiel, ist eines der erfreulichsten Zeichen der sittlichen Gesundheit unseres Volkes. Unbestochen durch alle Ehren, Ämter und Gewalten, mit denen man diese geistlichen Handlanger der Reaktion überhäufte, hat der deutsche Bürgerstand in seinem unverwüstlichen Wahrheitssinn bis zur Stunde dieser Religionsmacherei sein Nein entgegengesetzt, und wir hoffen, er werde es auch ferner tun."

Ja, wir werden es tun! Denn dieses Nein ist geboren aus dem Ja, das wir haben für die schlichte und wahrhaftigste Frömmigkeit, die dem menschlichen Herzen ureigen ist und ihm von dem Meister Jesus Christus in ihrem eigenen Lichte klar gemacht wurde, so daß sie dem geraden Verstande einleuchtet und den guten Willen begeistert, auf daß „ein Mensch Gottes sei vollkommen, zu allem guten Werke geschickt".

Wir „Unkirchliche" wollen die Kirche wieder so haben, daß sie die Liebe unseres Volkes besitzt, besitzen kann. Und wir sind uns bewußt, daß dies nicht Verrat, sondern Treue gegen sie ist. Wir stehen auch keineswegs kaltsinnig den Bestrebungen gegenüber, wie sie die Innere Mission in mannigfaltiger „Pflege" innerhalb der Kirche im ganzen oder der einzelnen Gemeinden hervorgebracht hat. Stammt doch solches Wohltun am Nebenmenschen unmittelbar aus dem Mittelpunkt christlichen Geistes. Nur das scheint uns notwendig, zu bedenken, ob man nicht durch die ausgesprochen kirchliche und kirchengemeindliche Prägung dieser Tätigkeit sie fälschlich absondert von der allgemein-humanitären der Gesellschaft, deren Sache sie ist und geworden ist im Namen Christi. Ein anderes scheint es uns mit der Heidenmission zu sein. Die soll aus der Kirche hervorgehen, und zwar recht ausdrücklich aus Kreisen der Gemeindlichkeit, die in der Kirche um die Verkündigung des Evangeliums sich bildet. Denn so wird der ihr naturgemäß zustehende ausgesprochen christliche Charakter gewahrt und sie zugleich vor aller ihr tödlichen konfessionellen Enge bewahrt. So wird sie eine Botin Jesu von Nazareth sein können, wie sie es in den Aposteln war. Wir verstehen so z. B. den Grundsatz, auf dem der „Allgemeine evangelische protestantische Missionsverein" sich gebildet hat und aus dem er arbeitet. Endlich und nicht in letzter Linie: der Gustav Adolf-Verein in seiner eigentümlichen, schlichten Herrlichkeit soll seine Ehre haben.

Kurz, der Liberalismus ist nicht so töricht zu meinen, daß man Volksreligion haben könne ohne kirchliche Anstalten zu ihrer Pflege, aber „unkirchlich" ist er überall und unbedingt, wo man „herrschen will über den Glauben".

(**Aus Elsaß-Lothringen.**) Nun ist der Wechsel im Präsidium der elsässischen Landeskirche, der „Kirche Augsburgischer Konfession", vollzogen. Am 31. März hat der frühere Präsident, Petri, sein Amt niedergelegt, nachdem ihm am 19. März eine große Ovation dargebracht worden war, bestehend aus einer Versammlung von Würdenträgern und Pfarrern der Kirche. Begeisterte Reden wurden gehalten, und die Verdienste des Scheidenden bis in den Himmel erhoben — kurz, es war, wie es bei solchen Gelegenheiten zu sein pflegt, und sparen wir uns deshalb eine genauere Schilderung dieses Ereignisses, so interessant es auch wäre, einmal solche Reden auf ihre Aufrichtigkeit und ihren Wahrheitsgehalt gründlich zu prüfen. Petri war 1885 zu der Würde des Präsidenten unserer Kirche A. K. erhoben worden, und zwar auf die eigenste Initiative des damaligen Statthalters Frhrn. v. Manteuffel hin, der sich etwas mehr als nötig in kirchliche Angelegenheiten mischte und die freie Kirche des Reichslandes zu gern in spanische (bezw. preußische Konsistorialrats-) Stiefel eingeschnürt und mit Ketzerprozessen bedacht hätte. Deshalb setzte er es durch, daß der orthodoxe Notar in Sulz u. W., Petri, der früher Vertreter der positiven Minorität im Oberkonsistorium gewesen war, zum Präsident ernannt wurde. Manteuffels Hoffnungen hat er allerdings nicht erfüllt. Er ist überhaupt nie hervorgetreten. Doch hat er manches gewirkt. So rühmt der ultraorthodox-lutherische Pfarrer Horning von ihm („Theol. Blätter zur Beleuchtung der Gegenwart", II, 1903): „Wenn auch Herr Petri durch seine Unterschrift öfters die Maßregelung treuer lutherischer Pfarrer, wenn sie gerade der Kirche Augsburgischer Konfession Bestes suchten, Kraft gegeben hat, so soll ihm doch unvergessen bleiben, daß er, ein Gegner der Union (Metzer Unionspläne!) wie des Zusammenschlusses, stets für die Selbständigkeit der lutherischen Landeskirche eingetreten ist." Daß Petri den Zusammenschluß des tatsächlich unierten, dem Namen nach reformierten Metzer Konsistoriums, d. h. der Landeskirche Lothringens mit der tatsächlich unierten, dem Namen nach zu den Kirchen A. K. zählenden Landeskirche des Elsasses mit aller Macht bekämpfte, so daß die Metzer sich nun notgedrungen an die

reformierte Kirche anschließen müssen, das wird allerdings unvergessen bleiben. Ob es zum Nutzen der protestantischen Sache geschah, muß aber billig bezweifelt werden!

Der neue Präsident, Dr. Curtius, vordem Kreisdirektor in Straßburg, hat sein neues Amt am 1. April angetreten. Die Katholiken rühmten s. Zt. — vor einem Jahre etwa — von ihm, er sei ihnen (als Referent für Universitätsangelegenheiten) genehm, „weil er als Protestant bisher noch nicht hervorgetreten ist". Nun ist dieser „Ruhm" so sehr bald zu nichte geworden. Er war auch nicht ganz verdient. Denn die lutherischen Theologischen Blätter konstatieren mit Sorge und Mißtrauen, daß er „von Haus aus der preußischen Union (Berlin) entstamme, Mitarbeiter sei an der Monatsschrift des Herrn Professor Spitta (Ritschlianer) und Smend (reform.)". Auch müssen sie es erleben, daß sie „seinen Namen unter den Freunden der modern-liberalen „Christl. Welt" finden, weshalb sie Besorgnisse nicht ganz unterdrücken können. — Damit aber ist bereits der Standpunkt des neuen Präsidenten festgestellt: er gehört zu den sogenannten „Modernen", d. h. den Liberalen, denen am Liberalismus nichts fehlt als dieser — bei ihnen streng verpönte — Name und der Anschluß an den protestantisch-liberalen Verein. Ob Dr. Curtius durch oder trotz Unterstaatssekretär von Köller Präsident der elsässischen Landeskirche geworden ist, das entzieht sich dem strengen Wissen.

An Stelle des verstorbenen Professors der Kirchengeschichte D. Lucius (Elsässer) ist sein Schüler (und Landsmann) Lic. Anrich zum Professor ernannt worden. Auch er gehört der „modernen" Richtung an und hat sich schon — wieder nach den lutherischen Theologischen Blättern — „1893 durch einen Vortrag, in dem er Luther darstellte als einen Mann, der in Bezug auf das Sakrament des Altars noch allzusehr im Katholizismus stecken blieb, als ein großes Licht enthüllt, welches wert war, einst an den Himmel der Straßburger Fakultät zu leuchten. Seine Stelle in der Leitung des Thomasstiftes wurde dem Schüler Holtzmanns, Privatdozent Dr. Albert Schweitzer, übertragen.

Kirchliche Nachrichten.

Allgemeines.

Der **Deutsche Protestantenverein** beruft für den 6. Mai die Delegierten seiner Zweigvereine zu einer Tagung nach Weimar. An den Beratungen, in denen wichtige Fragen der Umgestaltung und Erweiterung des Programms besprochen werden sollen, darf jedes Mitglied des Vereins mit beratender Stimme teilnehmen. Dringend ist in unsern Tagen, da die Orthodoxie ihre Anhänger sammelt, da die Mittelpartei auf der brandenburgischen Provinzialsynode ihre Unfähigkeit, entschieden Stellung zu nehmen, wieder bewiesen hat und deutlicher als je aus den Kreisen des Volkes unter dem Interesse an der Bibel-Babelfrage die Sehnsucht nach einer Reform unserer Kirche zu Tage tritt, die eifrige Beteiligung an dieser Arbeit des Protestantenvereins.

IX. internationaler Kongreß gegen den Alkoholismus. Dieser Kongreß ist in Bremen vom Dienstag, 14. April, bis Sonnabend, 19. April, abgehalten worden, besucht von vielen Nationen Europas und von Amerikanern, begrüßt von der Deutschen Reichsregierung durch den Grafen Posadowsky, unterstützt vom deutschen Reiche durch eine Gabe von 10 000 ℳ. Der Kongreß zeigte den ausdrucksvollen Kopf des Gelehrten und die schlichte Gestalt des Arbeiters, Protestanten, Katholiken und Juden, streng Orthodoxe und in ihrer Weltanschauung religiös Indifferente, wenn nicht Materialisten, Sozialdemokraten und ihre Antipoden, kurzum die größte Mannigfaltigkeit, Frauen stark vertreten und darunter tüchtige Rednerinnen. Der Kongreß hat außerordentlich fleißig gearbeitet. Die Versammlungen waren sehr gut und mit großer Ausdauer besucht, seine Tagesordnung eine sehr umfangreiche. Sie wurde eröffnet mit einer Versammlung des Deutschen abstinenten Frauenbundes, in der auch eine große Anzahl auswärtiger Rednerinnen über die Tätigkeit der Frauen im Kampfe gegen den Alkoholismus in ihren Ländern berichteten. Von Rednern aus verschiedenen Ländern wurden folgende Themata behandelt: Die moderne Kultur und der Kampf gegen den Alkohol, Körperübungen und Alkoholismus, Alkoholismus und Tuberkulose, der Alkohol im Lebensprozeß der Rasse, die Rolle des Alkohols im Budget der Kulturvölker, die Rolle des Alkohols im Arbeiterhaushalt (in einer Versammlung abstinenter Arbeiter). Was ist Mißbrauch geistiger Getränke? Der Mensch und die Narkose, Grundsätze und Erfahrungen des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, die Organisation der Abstinenzvereine in Schweden, die Entmündigung wegen Trunksucht, die Gasthausreform, Erziehung und Schule im Kampfe gegen den Alkoholismus, die Aufgaben der Frau im Kampfe gegen den Alkoholismus, Alkoholismus und Bier. Daneben fanden Versammlungen und Aussprachen des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, der Vorstände der Trinkerheilstätten, der abstinenten Arbeiter, des Vereins vom Blauen Kreuz u. a. m. statt. Es ist eine gewaltige Arbeit getan worden und die Kongreßteilnehmer hielten aus bis zuletzt. Die Abstinenten hatten das Übergewicht über die Mäßigen. Es hat nicht an scharfen Gegensätzen der Meinungen, an Sturm und Kampf gefehlt, manchen erscheint es zweifelhaft nach dem Verlauf des Kongresses, ob Enthaltsame und Mäßige weiter gemeinschaftlich arbeiten können, dennoch ist es zweifellos, daß der Kongreß viel heilsame Samenkörner ausgestreut hat, die sicher, wenn auch langsam, ihre Frucht bringen werden. Eins steht fest: bekämpft werden muß der große Feind des menschlichen Geschlechtes, das unmäßige Trinken geistiger Getränke, mit größtem Ernste, mit allen Mitteln, auf verschiedenen Wegen. Möchten sich diese verschiedenen Wege doch immer in ihrer Berechtigung anerkennen.

A. P.

Universität. Der a. o. Professor für Kirchengeschichte in Leipzig, Lic. Dr. Böhmer ist einem Ruf an die Universität Bonn gefolgt und dahin übergesiedelt.

Sittlichkeitsbewegung. Die Verhandlungen der XIV. Allgemeinen Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine vom 5. bis 7. Oktober 1902 in Heidelberg und Mannheim sind mit dem Jahresbericht des Vorsitzenden Pastor lic. Weber, München-Gladbach und dem Vortrag des Pastors lic. Dr. Dieckmann, Redhein v. d. Höhe über: „Zerstörende Mächte in unserem Volksleben" bei A. Dartsch, Berlin SW., Yorkstr. 84a, erschienen.

Otto v. Leixner wendet sich in einem scharfen Artikel in der Unterhaltungsbeilage der Täglichen Rundschau gegen die unanständigen Witzblätter mit ihren Zoten und ihren anstößigen Anzeigen, die dem Leser den Weg zu schmutziger Lektüre weisen. Er drückt sein Erstaunen darüber aus, daß man Stücke wie Maria von Magdala verbietet und den öffentlichen Verkauf dieser Witzblätter erlaubt, von denen es heißt: „Der Inhalt dieser Blätter gehört zum allergrößten Teile der schlüpfrigsten Gattung an, die Witze sind sehr oft gemeine Zoten und die Bilder entsprechen dem Inhalt. Was immer die dargestellten Frauenzimmer sagen mögen, sie sind stets halb entkleidet. Geistlose, stumpfe Lüsternheit beherrscht alles" und weiter: „Und dieser deutsche Humor ist nichts als Schweinerei; diese „Chansons" sind Lieder für das gemeinste Brettel, wo unreife Lebejünglinge neben verlebten alten Herren sitzen und mit wiehernden Gelächter und mit Getrampel die schale Zote und mit Jubel jede freche Bewegung begrüßen, die noch näher erläutert, was die Worte nicht ganz aussprechen." Das ist sehr deutlich, aber auch sehr richtig!

Protestantisches.

(Berlin.) Wie wir schon angedeutet, hat der Magistrat unter Ausscheidung der Personenfrage über die Entscheidung des Konsistoriums im „Fall Heyn" oder vielmehr im „Fall v. d. Goltz" sich an den Oberkirchenrat, als die nächste Instanz, gewendet und dem Konsistorium den Beweis dafür zugeschoben, daß in diesem Fall der Wahl eines Diakonus an St. Petri sein Patronatsrecht beschränkt sein solle. Entscheidet der Oberkirchenrat im Sinne des Konsistoriums, bezw. seines Vizepräsidenten, D. Freiherrn v. d. Goltz, so sieht sich der Magistrat genötigt, den Beschwerdeweg zu beschreiten. Da nun bei der voraussichtlich langen Dauer dieses Prozesses die Gefahr besteht, daß das Konsistorium auf Grund des ius devolutionis die Stelle an St. Petri von sich aus besetzen werde, hat der Magistrat gleichzeitig Verwahrung gegen diese Besetzung eingelegt.

Römisches.

Rom und die Schule. Der Konflikt zwischen der Regierung und dem Bischof Korum von Trier ist in Wirklichkeit nur ein Vorpostengefecht zu dem Kampf, den Rom jetzt aufnehmen wird um die Schule. Schon vor drei Jahren schrieb der Pariser Jesuit Zimmermann in einem Trierer Blatt: „Wann wird das katholische Deutschland diese Frage aufnehmen, wie lange wird es das von der Regierung so rücksichtslos gehandhabte Unterrichtsmonopol geduldig hinnehmen und in demselben eine besondere, der deutschen Jugend erwiesene Wohltat betrachten? Wann werden die zündenden Worte eines de Lagarde und Paulsen einen Widerhall in den Herzen der Katholiken finden? Jedes Monopol, das jede Konkurrenz ausschließt, ist verderblich. Wenn aber ein Monopol so kostspielig ist und wenn die Bedürfnisse des Staates sich stetig mehren, dann ist es an der Zeit, Sparsamkeit eintreten zu lassen und neben den öffentlichen Anstalten auch Privat- oder kirchliche Anstalten aufkommen zu lassen, wenn sie dieselben Leistungen aufweisen können wie die Staatsschulen. Gerade in diesem Punkte können wir von Engländern und Franzosen noch viel lernen." — Man hat kaum den ersten Angriff gewagt und der deutsche Michel läßt sich von dem Scheinrückzug, den er mit der offiziellen Zurücknahme seines Verbots des Besuchs der paritätischen Töchterschule vollzogen hat, betören und meint: nun sei ja alles wieder gut. Aber weder die Eleganz der Beredsamkeit des Herrn Reichskanzlers, noch die Versicherungen der offiziösen und halboffiziösen Presse dürfen uns über die jämmerliche Niederlage wegtäuschen, die die Regierung gegen den schlauen Römling erlitten hat, denn 1) hat ein Pfarrer in der Predigt öffentlich erklärt, daß die Zurücknahme des Erlasses nur auf dem Papier stände, er sei doch in Geltung. 2) hat die „Frankfurter Zeitung" festgestellt, daß in den österlichen Beichten die Absolution abhängig gemacht worden ist von der Wegnahme der Kinder aus der staatlichen paritätischen Töchterschule und bei Weigerung dieses Versprechens die Absolution versagt worden ist. 3) hat die „Trierische Landeszeitung" des Herrn Kaplan Dasbach vom Zentrum erklärt (Tgl. Rdsch. Nr. 191): trotz Anstellung eines katholischen Kaplans als Religionslehrer sei es nach wie vor Pflicht der katholischen Eltern, ihre Kinder von der staatlichen Töchterschule fernzuhalten. So lange keine Änderung (d. h. Katholisierung) des Lehrpersonals und der Lehrbücher erfolge und der Unterricht in Deutsch, Geschichte und Pädagogik nicht konfessionell behandelt würde, könne von einer religiösen Erziehung nicht die Rede sein. Das sind erst die allernotwendigsten Punkte: Deutsche Literatur in römischer Beleuchtung, Geschichte à la Janssen und Pädagogik nach jesuitischen Grundsätzen! Soll wirklich deutsches Wesen an Rom ver-

handelt werden um politischer Augenblickserfolge willen, oder wird der deutsche Michel endlich einmal zeigen, daß er eine Regierung wünscht, die die Güter der Nation erhält und mehrt, statt sie auszuliefern!

(**Frankreich.**) Kulturkampf. Die Pariser Polizeikommissare haben 26 Kongregationen den Auflösungsbefehl zugestellt. Die Frist für die Auflösung ist auf ein bis drei Monate festgesetzt. — Ebenso hat der Polizeipräfekt von Grenoble an die bekannten Karthäuser die Aufforderung gerichtet, ihre Klöster zu verlassen. — Der Karthäuserpriester Rey hat behauptet, eine mit einflußreichen Abgeordneten in Beziehung stehende Persönlichkeit hätte Ende Februar dem Prior des Ordens den Vorschlag gemacht, der Orden sollte sofort 300 000 Fr. zahlen, um die Unterstützung seitens einer bestimmten parlamentarischen Gruppe zu erlangen, und später noch zwei Millionen Franks für den Wahlfonds dieser Gruppe. Eine gerichtliche Untersuchung dieser Sache ist eingeleitet.

(**Italien.**) In Neapel wurden am Karfreitag die Fensterscheiben der deutsch-schweizerisch-evangelischen Kirche während des Gottesdienstes durch wiederholte Steinwürfe zertrümmert, so daß zweimal der Gottesdienst unterbrochen werden mußte.

(**Spanien.**) Das „Protestantenblatt" hat in Nr. 13 einen kurzen Bericht über die Grundsteinlegung zu einer evangelischen Kapelle zu Barcelona, der ersten evangelischen Kirche in Spanien überhaupt, gebracht. Heute geht uns durch Vermittelung des deutschen Generalkonsulats in Barcelona folgende Bitte um Beihilfen zur Förderung dieses Baues zu. Die Redaktion ist gern bereit, Gaben zu übermitteln:

„Die Gemeinde in Barcelona bildete sich im Mai 1885, sie hat heute 66 zahlende Mitglieder und erhält von den Gustav Adolf-Vereinen einige Unterstützung. Aber schwer sind die Kosten. Da ist zunächst die Miete für den Betsaal, welche jährlich 1000 Pesetas beträgt. Willst du mit uns die Stelle betreten, so folge uns am Sonntagmorgen vorbei an zahlreichen großen, reich geschmückten katholischen Kirchen, deren Glocken weithin zum Gebete rufen, abseits von der großen berühmten Rambla in eine jener Straßen der großen Stadt, wo der Reichtum wohnt neben Elend und wo sich das Laster breit macht neben der schweigsamen Frömmigkeit. Gegenüber dem Eingange einer dunkeln, übeln Querstraße tritt mit uns ein in ein großes Haus, durchschreite die Einfahrt und den ersten Hof, in dem die zahlreiche Kinderschar der Hausbewohner neugierig und spöttisch den „estrangero" beschaut, der zu seinen „atheistischen Teufelskünsten" geht. Zwischen dem ersten und zweiten Hof ist ein altes Warenmagazin, ein Tonnengewölbe, das dich erinnert an die Stätten, in denen die ersten verfolgten Christen unter dem alten Rom ihren Heiland sich bewahrten, da haben die evangelischen Christen in Barcelona sich ihre Gebetsstätte errichtet, ein Raum für etwa 120 Personen, mit einem Verschlage, hinter dem der Geistliche sich umkleidet, einem einfachen Altar, einer niedrigen Kanzel, die treue, fleißige Hände mit Decken und Teppich freundlich geschmückt haben, und einem alten Harmonium. Friede und Sammlung kannst du aber wohl auch in diesem einfachen Raume finden, wenn die Stimmen der Kinder oder das Schreien eines Papageis oder das Gezänk der Bewohner des Vorderhauses nicht deine Andacht stören oder die Stimme des Geistlichen übertönen. Mit welcher Sehnsucht, welch heißem Flehen, daß es ihnen einmal vergönnt sein möge, ein Kirchlein, in heiliger Stille gelegen, ihr eigen zu nennen, verlassen die Frommen häufig den Gottesdienst. Wo aber die Bausteine hernehmen, wenn nicht die Liebe in der Heimat sie schenkt? Was die Gemeinde jährlich sammelt, dient ferner für den Lohn des Küsters, die Vergütung des Orgelspielers und endlich für den Gehalt des Geistlichen und die Wohnung desselben. Da heißt es sparsam sein und seine Beiträge hoch bemessen, soll das alles, ohne Schulden zu machen, bestritten werden, und von Ersparnissen für den Kirchbau kann keine Rede sein. Darum, wer helfen kann, der helfe! Über den Eifer, unter den spanischen Katholiken das Evangelium zu verbreiten, vergeßt nicht, daß es ebenso wichtig ist, das Evangelium unter den auswärtigen Landsleuten in Spanien zu erhalten, auf daß nicht dort ihm das verloren gehe, was ihm auf der anderen Seite gewonnen wird.

Alle 20 Tage ab Hamburg und ab Konstantinopel

Mittelmeer-

und

Orientfahrten

nach Lissabon, Gibraltar, Algier, Tunis, Malta, Pyräus, Smyrna, Konstantinopel.

Man verlange Prospekt P!

Passage und Verpflegung I. Klasse bis Konstantinopel von **M. 300.—** an.

Deutsche Levante-Linie, Hamburg.

In keinem Haushalte sollte fehlen das praktische

Viktoria-Lehrbuch der Damenschneiderei

zum Selbstunterricht mit Original-Zuschneide-Tableau.

Preis M. 1.80

9. Auflage.

Mit diesem Buche ist nach sachverständigem Urteile ein **Problem gelöst, das geradezu verblüffend wirkt;** jede Dame, ob jung oder alt, ist mittels desselben in der Lage, sich in kürzester Frist so in der Damenschneiderei auszubilden, dass sie fremder Hilfe vollkommen entraten kann.

Gegen Einsendung von 1.95 M. oder unter Nachnahme (20 Pf. teurer) direkt zu beziehen von der Firma

Friedr. Stahn's Verlag,
Berlin S. W. 48, Wilhelmstr. 137.

Dieselbe Firma liefert für je 1.60 M.: die 3 neuesten Rockschnitte, oder die 3 n. Blousenschnitte., oder 3 Jakettschn., oder 3. Boleroschn., oder 4 Ärmelschn., oder 3 Taillenschn. (dtsch., engl. u. französ.)

Alles mit neuesten Mode-Bildern.

Gartentechnisches Bureau

Chr. H. Roselius

BREMEN

Firma 1870 gegründet.
Bei Barzahlung höchster Rabatt und Freisendungen bei Abzahlung entsprechend. Erstklassige Fabrikate.

Emmer-Pianinos
Flügel — Harmoniums.

Längste Garantie.
Allerhöchste Auszeichnung. Fabrik:
Wilhelm Emmer,
Berlin 219, Seydelstraße
Preisliste, Musterbuch umsonst.

Die mystische Seite des religiösen Lebens.

Pastor Hartwich-Walle.

Preis 50 Pfg.

In jeder Buchhandlung vorrätig.

Verlag von **Carl Schünemann, Bremen.**

Probenummern des „Protestantenblattes" werden auf Wunsch überallhin gratis und franko versandt. Die Expedition.

Bei der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche ist vorbehaltlich der endgültigen Bewilligung der Stelle durch die Berliner Stadtsynode eine neue (4te) Pfarrstelle demnächst zu besetzen.

Für das Einkommen ist das seit dem 1. Oktober 1900 gültige Regulativ für die Besoldung der Geistlichen an den zuschußbedürftigen Gemeinden des Berliner Stadtsynodalkreises maßgebend. Das Dienstalter des zu berufenden Geistlichen wird nach den Bestimmungen des Kirchengesetzes, betreffend das Dienstalter der Geistlichen vom 17. April 1886 berechnet. Neben dem Gehalt wird eine Mietsentschädigung von 1500 Mark jährlich gewährt. Bewerbungen sind innerhalb vier Wochen vom Datum dieser Bekanntmachung ab unter der Adresse des Vorsitzenden des Gemeinde-Kirchenrats der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche, Berlin W. 50, Achenbachstraße 18, einzureichen.

Der Gemeinde-Kirchenrat
Koehler,
Vorsitzender.

Wer sich für niederdeutsche Sprache, Geschichte, Landes- u. Volkskunde, Kunst u. Litteratur interessiert,

Der lasse sich Probe-Nr. der illustr. Halbmonatsschrift

„Niedersachsen"

kommen.

Preis vierteljährlich Mk. 1.50.

Verlag von
Carl Schünemann, Bremen

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Druck von Carl Schünemann, Bremen.

über und für die Diakonissensache. Potsdam. Stiftungsverlag, 1903. Daß die heutige Form der Diakonissenhausfrömmigkeit die einzig berechtigte sei, ist eine so selbstverständliche Voraussetzung des ganzen Buches, daß Schäfer nur nebenbei erwähnt, der Mangel an persönlichen Kräften in den Diakonissenhäusern habe nicht in dieser oder jener Organisationsfrage seinen Grund, sondern darin, daß der nun einmal zu solcher Tätigkeit nötige ernste Sinn in weiten Kreisen mangelt. (S. 99.) Nur in den Diakonissenhauskreisen sieht er ihn vorhanden, nur im Zusammenhang mit ihnen sieht er ihn erreichbar. Hat man eine Krankenpflegerin nötig und ist aus einem Diakonissenhaus keine zu erlangen, so kann als zeitweiliger Ersatz vielleicht eine (im Diakonissenhaus ausgebildete und mit ihm in Verbindung bleibende) Johanniterschwester dienen, in zweiter Linie eine andere im Diakonissenhaus ausgebildete Persönlichkeit. Man sieht: extra Diakonissenhaus nulla spes salutis! In dem Anhang zu „Frei im Dienst" spricht Pastor Hoppe alle den Organisationen, welche nicht auf dem Boden der Diakonie alten Schlages stehen, kaltlächelnd das Christentum ab („sie befinden sich bewußt oder unbewußt in einem mehr oder weniger ausgeprägten Gegensatz zur christlichen und kirchlichen Diakonie", These II). Das mögen sich z. B. die Verbände vom Roten Kreuz und der evangelische Diakonieverein des Zehlendorfer Professor Zimmer ins Stammbuch schreiben, gar nicht zu reden von den „freien Schwestern", als deren Anwalt Frieda Frei kürzlich eine beachtenswerte Broschüre geschrieben hat: „Der Beruf der Krankenpflege und die darin auftretenden Gegensätze" (Stuttgart, Liesching. 1902).

Im Geleitwort der ersten Auflage unseres „Frei zum Dienst" wird gesagt: soll das Diakonissentum verbotenes Land für den Schriftsteller sein? Wir ziehen die Grenzen weiter und fragen: soll das, was man heutzutage unter „christlicher" (das Wort mit Anführungsstrichen zu nehmen!) Frömmigkeit versteht, etwas sein, über das sich andere Leute kein Urteil erlauben dürfen, — Christen, die zwar ernst gesinnt sind, sich aber nicht zu den „Frommen" rechnen? Allerdings sind die Vertreter der Diakonissenhäuser und die Anstaltsleiter der Innern Mission allemal etwas nervös geworden, wenn durch die grünlichen Kathedralglasfenster ihrer Anstalten ein Lichtstrahl aus der Welt draußen zu fallen wagte. Und nun gar bei dem vollen, grellen Licht, das ein Buch wie unser „Frei zum Dienst" auf die Sache wirft! Wird Pastor Schäfer auch von diesem urteilen und sein Publikum damit beruhigen wollen, daß die Diakonissenhaussache so weit abseits liegt von dem Weg der gewöhnlichen Romanschreiber, daß man eine genaue Kenntnis gar nicht erwarten darf?

Und sind die Diakonissenhäuser von jeher die Brennpunkte dessen gewesen, was man Innere Mission nennt, und deckt sich ihre Frömmigkeit mit der der Inneren Mission — dürfte die letztere einer außerhalb ihrer Kreise stehenden Welt, die sich mit ihrer Frömmigkeit kritisch beschäftigen möchte, zurufen: rühr mich nicht an; ich bin arm und schwach und vertrage keine Berührung? In Wirklichkeit erfreut sie sich doch moralisch und pekuniär der weitestgehenden Stärkung. Es steht den Herren von der Innern Mission schlecht an, die Rolle der Schwachen spielen zu wollen, wo die Großen und Einflußreichen der Welt ausnahmslos auf ihrer Seite stehen, und wo allein die Diakonissenmutterhäuser, ohne die Stationen, eine jährliche Einnahme von 13½ Millionen zu verzeichnen haben! — Und über Einflußlosigkeit hätten sie sich erst recht nicht zu beklagen, alle die 75 Mutterhäuser mit ihren 15 000 Schwestern! Bilden sie wirklich eine besondere Welt in sich, harmlos in ihrer Weltabgeschlossenheit? Man darf getrost behaupten, daß ¾ der gesamten evangelischen Pastorenschaft heutzutage sich durch sie beeinflussen läßt und in ihnen Musteranstalten dessen erblickt, was man Frömmigkeit nennt. Und ist die Pastorenschaft Trägerin, wenn auch nicht des religiösen, so doch des kirchlichen Lebens, so will das doch etwas bedeuten! Die wenigen, die etwa anderer Meinung wären und sich stillschweigend ausnehmen möchten, folgen dem Zwang der herrschenden Richtung, eben weil es die herrschende ist, oder weil sie vermeinen, auf diesem Gebiet sei eine Kritik überhaupt unzulässig oder gar schädlich. So ist die Diakonissenhausfrömmigkeit zu einem sehr erheblichen Faktor in unserm Volksleben geworden. Ähnlich jenen Vereinzelten ist eine Menge Nichtgeistlicher der Meinung, man solle doch ja nicht auf diese „frommen" Bestrebungen den Finger legen; das bringe der guten Sache nur Schaden und die Religion müsse dem Volke erhalten bleiben. So spricht das mittelparteilich unentschiedene Bürgertum, die kritiklose Menge aller derer, welche, selber kirchlich gleichgültig, weder hier noch dort mitzuarbeiten für notwendig halten. Diesen Leuten vor allen müssen wir die Augen öffnen über das, was wir wollen!

Was wollen denn wir, die wir uns nicht zu der Kreisen der Innern Mission rechnen? Wollen wir niederreißen, was andere mit viel Mühe und treuem Fleiß aufgebaut haben? Man mache uns doch nicht den billigen Vorwurf, als wollten wir Religionslosigkeit oder gar Gottlosigkeit. Als ob alles, was nicht im heutigen Sinn gläubig und fromm ist, sich von Gott und Christus losgesagt habe! Kein Einsichtiger wird den Segen aller der Einrichtungen, Vereine, Anstalten, Asyle u. s. w. in Abrede stellen wollen und können, ja, wir meinen sogar, es müßten noch zehnmal so viel berufsmäßige Krankenpflegerinnen und Anstalten christlicher Barmherzigkeit geben, als es jetzt gibt. Aber wir betonen: der Segen der bestehenden Anstalten wäre ein noch zehnmal größerer gewesen, wäre denselben von vornherein oder rechtzeitig eine andere, weitherzigere Form gegeben worden als die, welche jetzt für die spezifisch christliche erklärt wird. Denn was wir wollen, ist das: die Form soll nicht zur Formel werden; die Form soll nicht für die Hauptsache angesehen oder gar zur allein seligmachenden erklärt werden. Wir wollen bei dem bleiben: jeder soll in seiner Fasson selig werden, und weder ist eine Uniformierung nützlich noch die Aufstellung einer Normalform notwendig. Solange aber die Form, in welcher die Diakonissenhäuser und die von ihnen ressortierende Innere Mission ihre Frömmigkeit treiben, für die spezifisch „christliche" ausgegeben wird, und solange andere Formen für minderwertig erklärt werden, so lange müssen wir diesen Anspruch in seine Schranken zurückweisen und dürfen nicht eher ruhen, als bis andere Formen als gleichberechtigt anerkannt worden sind!

Das zweifelhafte Verdienst, eine einzelne Frömmigkeitsform zu Ungunsten aller anderen in den Vordergrund gedrängt zu haben, gebührt der im kirchlichen Leben der Gegenwart vorherrschenden Richtung, nämlich dem Pietismus. Tatsächlich liegen die Verhältnisse so, daß sich durch sämtliche althergebrachten kirchlichen Parteischichten eine querschneidende Linie hindurchzieht. Die alten Gegensätze des Lehrliberalismus und der Lehrorthodoxie sind zurückgetreten vor neuen. Jetzt handelt es sich um Lebensliberalismus und Lebensorthodoxie. Man verzeihe diese, der Einfachheit halber gewählten gewaltsamen Worte. Es bedarf keines Nachweises, daß die sich durch alle Schichten hindurchziehende und in allen Farben schillernde Lebensorthodoxie pietistische Grundfärbung trägt, natürlich bei den Gläubigen Stöckerscher Observanz oder den Lesern der Luthardtschen Kirchenzeitung eine andere, als in den dem Pietismus begeistert anhängenden Kreisen der „Christlichen Welt" oder bei vereinzelten pietistisch angehauchten Protestantenvereinlern.

Der Boden, aus welchem dieser Pietismus erwächst, ist das persönliche Lebensverhältnis zu Christus, und zwar wird dieses — und das ist das Entscheidende und Maßgebende und ist gewissermaßen die links und rechts auseinandertrennende Querlinie — gefaßt als ein Verhältnis von Person zu Person. Der persönliche Heilandglaube, den auch wir haben, ist hier der Glaube an einen persönlichen Heiland. Das ist moderne „Gläubigkeit". Wie man sich diese Lebensgemeinschaft mit Christus im einzelnen denkt oder was für Begriffsbestimmungen man hierfür anwendet, kommt hier nicht in Betracht. Stöcker und die Gemeinschaftsleute denken sich das anders als etwa Sulze und die Christliche Welt. Niemand wird das geringste gegen solche Gläubigkeit einzuwenden haben, auch die nicht, welche solche Glaubenserfahrung eines persönlichen Heilands selbst nicht gemacht haben oder für unmöglich halten. Tatsache ist aber, daß die Möglichkeit eines Verhältnisses von Person

zu Person in manchen Kreisen der alten Lehrorthodoxie genau so entschieden abgelehnt wird wie in denen des Altliberalismus. Hier liegt die Ursache einer Erscheinung, die schon manch einem rätselhaft vorkam: bei den Altorthodoxen ist man der modernen pietistischen Treiberei der Heilandsleute nicht weniger abhold als bei den Altliberalen, man wagt nur nicht, es so offen heraus zu sagen wie auf der andern Seite! Auf dieser Grundlage der persönlichen Heilandsmäßigkeit sind nun alle die zahllosen Veranstaltungen und Vereine der Innern Mission aufgebaut worden, und die alle praktische Arbeit bewegende Parole ist die: Seelsorge am Individuum, um dieses zu einem persönlichen Verhältnis zu seinem persönlichen Heiland zu bringen. So legt man das Hauptgewicht auf das Erweckliche und Bekehrungsmäßige. Man ist begeistert für Innere und Äußere Mission; man schwärmt für Evangelisation und Gemeinschaftsbewegung, in zahllosen Vereinigungen und Veranstaltungen treibt man „praktische Arbeit", um die leiblichen und geistigen Notstände des Volkes zu heben, alles auf der Grundlage der speziellen Seelsorge am Individuum. Für die an mittelalterliche Askese anklingende Diakonissenhausfrömmigkeit ist man nicht minder begeistert als für die aus dem methodistischen Amerikanismus erwachsene Zirkusfrömmigkeit der Heilsarmee. Namentlich in der Mittelpartei haben wir das Bild einer erstaunlichen Vielgeschäftigkeit, die jeder neu aufkommenden Nervenzuckung nachzugehen sich bemüht und immerfort nach dem νεώτερόν τι*) fragt. Gewiß, man schwärmt für freie Forschung, aber fürs praktische Leben und für das liebe Volk ist der Universitätsliberalismus nicht da. Da gilt es nur „Seelenrettung" treiben. Und das Resultat — vielleicht mehr noch durch die kritiklose Zurückhaltung der Gleichgültigen als durch die Emsigkeit des Pietismus veranlaßt? Es ist eine Frömmigkeitsform auf den Plan getreten, welche den Anspruch erhebt, die einzig echte zu sein. Wir haben jetzt die früher nicht gekannte spezifisch „christliche" Frömmigkeit. Es ist die der Diakonissenhäuser und der Inneren Mission.

Es handelt sich um nichts Geringeres als um eine andere Weltanschauung, wenn die Richtung, die wir Lebensliberalismus nennen, das Wirken Christi nicht in einem von Person zu Person bestehenden Verhältnis erkennt. Das Leben, das praktische Christentum, die ganze Welt hat für sie ein ganz anderes Gesicht. Sie läßt die gewähren, welche sich in dem angedeuteten persönlichen Heilandsverhältnisse glauben, aber sie läßt auch diejenigen gewähren, die sich *nicht* darin glauben, weil sie nicht die dazu erforderliche (mystische oder asketische oder enthusiastische) Veranlagung haben. Sie denkt sich das Lebensverhältnis, in welchem Jesus heutzutage auf seine Christenheit wirkt, als ein durchaus geistiges. So legt sie auf die Lebensformen als solche nicht den entscheidenden Wert, denn sie weiß, daß die Urform — und das ist das Leben Jesu Christi und nicht etwa das eines Paulus odes eines andern! — sich in den verschiedenen Menschen *verschieden* wiederspiegelt. Hat das Leben Jesu sich bei einem Markus anders wiedergespiegelt als bei einem vierten Evangelisten, bei einem Ekstatiker Paulus anders als bei einem nüchternen Jakobus, so weiß sie, daß das auch noch heutzutage gilt. Die Formen des Frommseins werden immer die verschiedensten bleiben, und eine Uniformierung ist nicht möglich. Die Frömmigkeit eines vornehmen alten Fräuleins z. B. ist eine andere als die einer Hausfrau, die des pensionierten Offiziers eine andere als die des gewerbetreibenden Bürgers, die einer evangelischen Diakonisse eine andere als die eines Ladenfräuleins. Damit reden wir nicht dem Libertinismus das Wort, sondern wir ziehen nur für das Gebiet des praktischen Lebens die Konsequenzen dessen, was die theologische Forschung bislang auf dem Gebiet der Lehre erarbeitet hat. Ist die Wiederstrahlung der Lehre Christi allezeit die verschiedenste gewesen, so wird auch die Weise, wie sich das Leben Christi bei den Seinigen wiederspiegelt, allezeit die verschiedenste sein. Also auf die Form kommt es nicht an, sondern auf den Inhalt des Lebens. Und soll dieser Inhalt Liebe sein, so zeigt sich diese Liebe anderen Formen gegenüber als verständnisvolle Duldung. —

Sollen wir noch von der praktischen Arbeit dieses als doktrinär und praktisch untätig gescholtenen Lebensliberalismus reden? Wie gern möchte man ihm den alten Rationalismus, diesen allbeliebten Prügelknaben, als Vaterschaft vindizieren! Aber das geht doch nicht gut an, wenn unsere Richtung sogar bei Rechtgläubigen vertreten ist, welche die Gottheit Christi betonen! Allerdings, das muß gesagt werden: in der Vereinsarbeit und Anstaltsfrömmigkeit und alle dem, wie es sich auf der salutistischen Seelsorge aufbaut, liegen für uns die starken Wurzeln unserer Kraft *nicht*. Wir sind der nüchternen Meinung, daß sich auch im religiösen Leben alles stufenweise entwickeln muß und halten die methodistische Treiberei eher für schädlich als förderlich. Wir sind ferner des Glaubens, daß es auch auf religiösem Gebiet ein Zuviel des Guten gibt und daß manche Formen der Frömmigkeit zur Überfrömmigkeit geworden sind. Auch wir wollen dasselbe, was die Innere Mission will, nämlich die durchaus notwendige leibliche, geistige und sittliche Gesundung unseres Volkslebens. Wir sind der Inneren Mission dankbar dafür, daß sie dieses Ziel mit Energie verfolgt. Aber wir wollen nicht, daß die Gesundung unseres Volkslebens ausschließlich von den kleinen Kreisen der Inneren Mission betrieben werde, denn dann wird sie stets Einzelarbeit bleiben und noch mehr als jetzt bestimmt gefärbte Kreise innerhalb der großen Masse unseres Volks heranzüchten. Die Gesundung des Volkslebens muß eine Sache von jedermann werden, weil sie jedermann angeht. So soll die Kirche ihre Pforten so weit auftun, wie sie nur kann, und wir müssen mit unserer Arbeit die Kreise so weit ziehen, wie nur möglich. Die Predigt, die Sakramentsverwaltung, die spezielle Seelsorge können es allein nicht tun, sondern wie müssen auf *allen* Gebieten menschlichen Lebens arbeiten. Auch wir halten „Kleinarbeit" für nötig und treiben sie auch, aber wir verlieren über der Kleinarbeit das Große und Weite nicht aus den Augen. Das ist das allgemein Menschliche. Vermenschlichung, Verbürgerlichung, Verweltlichung des Christentums, das ist unser Ziel. Die Bestrebungen, welche die Innere Mission mit dem Vorwurf „humanitär" belegt, sind uns genau so wichtig, als die speziell seelsorgerliche Arbeit, denn das allgemein Menschliche ist echtes Christentum, auch wenn es der spezifisch „christlichen" Form ermangelt. Wir wollen hier nicht entscheiden, ob das Ziel das ist, daß die Kirche im Staat aufgehe. Wohl aber soll die Kirche Tätigkeiten, die sie in früheren Zeiten einzig für sich beansprucht hat — Schule, Jugendfürsorge, Armenpflege, Krankenpflege u. a. —, neidlos dem inzwischen groß gewordenen Staat überlassen. Für die Kirche bleibt noch übergenug zu tun übrig.

Und stellen wir nun nicht alles unter den salutistisch-religiösen Gesichtswinkel, sondern halten wir das Christentum für eine Macht, die alle Formen umfaßt und erträgt, auch die nicht spezifisch kirchliche oder christliche sind, so sehen wir mit großem Bedauern, daß weite Kreise aus der ernst denkenden Intelligenz unseres Bürgertums und unserer Beamtenwelt sich von unseren Bestrebungen fern halten. Auf sie hat die seit Anfang vorigen Jahrhunderts einsetzende Erneuerung der Gläubigkeit keinen Einfluß gewonnen und noch weniger die Innere Mission. Diese Kreise gilt es für uns zu gewinnen und uns mit ihnen zu verbünden, wenn wir im Kampf gegen die reaktionäre Unduldsamkeit den Sieg haben wollen.

Wohl wollen auch wir, wie die Innere Mission, bekehren und religiös bearbeiten. Aber doch ist unser Weg ein anderer. Wir missionieren und bekehren nicht blindlings drauf los. In der heiligen Einseitigkeit, mit welcher die Innere Mission ihre Seelsorge betreibt und bei allen und jeden Schäden unseres Volkslebens immerfort nach demselben Rezept verfahrend, zunächst jedesmal mit einer religiösen Behandlung einsetzt — (vergl. die Stellung der Ärzte in den Diakonissenhäusern!) —, erkennen wir einen großen Fehler. Oder sollte es etwa kein Fehler sein, wenn man im Blick auf eine verlorene und wieder zu erlangende Lebensgemeinschaft mit dem persönlichen Christus Individuen „rettet", die niemals eine solche gehabt haben? Man denke z. B. an die Art, wie die Gefallenen in den Magdalenenanstalten religiös bearbeitet werden. Darf man sich dann bei einer Frömmigkeit, die oft nicht viel mehr ist als eine erzwungene oder suggerierte Form, über mangelhafte Erfolge wundern?

*) D. h. Etwas Neueres.

Aber viel mehr noch als alles dieses macht uns bedenklich die Gefahr, die unserm Volksleben droht von der Innern Mission und der durch sie in Kurs gebrachten Frömmigkeit. Die Innere Mission, die doch Gesundung eines ganzen Volkskörpers im Auge hat, wird je länger je mehr mit der Unpopularität der weitesten Kreise zu rechnen haben. Nicht bloß die Abneigung der Arbeiterkreise und des radikalen Bürgertums bis tief in die Beamtenkreise hinein, sondern noch viel mehr die Unfähigkeit und Unmöglichkeit, der von ihr geforderten „Heilandsgläubigkeit" sich anzupassen, wird immer mehr der große Berg sein, den ihre Wasser vergeblich hinaufzurollen sich bemühen werden. Immer mehr, je mehr die Form ihrer Frömmigkeit als die einzig „christliche" und einzig berechtigte hingestellt werden wird. Nur dann wird sie wirkliche Volksmission werden können, wenn sie den ihr von Geburt anhaftenden pietistischen Zug zu Sondergemeinschaften abstreift. Tut sie das nicht — und vielleicht legt sie selber Wert darauf, aristokratisch zu bleiben! —, dann proklamiert sie eben nicht die Weitherzigkeit, sondern die Enge. Und dagegen zu protestieren, ist unsere Pflicht! So handelt es sich auch hier im letzten Grund um einen uralten Gegensatz, der älter ist, als das Christentum selbst, den aber das letztere zu versöhnen imstande ist, um den Gegensatz von Aristokratie und Demokratie. Das Christentum, um nicht zu sagen: die Kirche, wird als eine öffentliche Sache alle Kreise unseres Volkes umfassen, oder es wird aufhören, eine wirkliche Rolle in unserem Volksleben zu spielen!

Braunschweig. Martin Bücking.

Abendmahlsreform.

Ein Exemplar der im Verlag von Gustav Winter, Bremen 1903, erschienenen Broschüre „Abendmahlsreform", von Dr. Bruno Weiß, Pastor an der Rembertikirche zu Bremen, liegt vor uns. Eine Reform, wie sie der Verfasser für seine Gemeinde in Aussicht genommen hat, ist gewiß allerseits mit Freuden zu begrüßen.

Eine kurze Betrachtung der Schrift wird am besten über die Beweggründe und die Zweckmäßigkeit der Reform aufklären. Einleitend spricht der Verfasser über die laue Beteiligung an der Abendmahlsfeier und kommt zu der Ansicht, daß es wohl unter anderem zum Teil die bisherige Form der Feier war, die viele von der Teilnahme zurückgehalten hat. „Formen wandeln, Formen wechseln, aber der Geist bleibt derselbe." Der alte Geist in neuem, zweckmäßigerem Gewande, das ist's, was Pastor Weiß bei seiner Reform erstrebt. Er sagt: „Wir wollen keine Formen, die den Geist binden und verkümmern lassen, sondern einen frommen, gläubigen Geist, der sich seine Formen schafft."

Die formellen Bedenken gegen die bisherige Art der Feier gipfeln in drei Punkten.

1) Ist es die Kenntnis von dem Vorhandensein der durch die neuere Forschung nachgewiesenen Bazillen und Bakterien, die bei vielen Menschen den Kelchgenuß beeinträchtigt. Denn man möge über die wirkliche Gefahr denken, wie man wolle, die Tatsache lasse sich nicht abstreiten, daß bei vielen Furcht und Widerwille vorhanden ist. Jedes derartige Gefühl aber ist der Stimmung der Andacht feindlich und geradezu entgegengesetzt.
2) Ist es der Übelstand der außerordentlich langen Dauer der Feier, da die Austeilung allein oft weit über eine Stunde währt.
3) Ist es das gruppenweise Vortreten zum Altare, welches der Stimmung der Andacht in keiner Weise dienlich ist und zerstreuend wirkt.

Der Verfasser weist nun nach, daß schon in früherer Zeit diese Übelstände empfunden worden sind, und zeigt in einem längeren historischen Teile, welche Wandlungen das Abendmahl in der Form überhaupt im Laufe der Jahrhunderte durchgemacht hat. Zu diesem historischem Teile hat der Verfasser viele Studien gemacht. Und wenn frühere Zeiten in der Form Wandlungen vornahmen, warum sollte unsere Zeit still stehen müssen?

Das Abendmahl vollzieht sich nun nach dem neuen Ritus wie folgt: Im Mittelgang der Kirche sind sechs kleine Altäre würdevoll hergerichtet, auf jedem stehen acht Kelche und ebensoviel Patenen mit Abendmahlsbrot. Jeder dieser kleinen Altäre ist für acht Bänke bestimmt, für vier zur Rechten und vier zur Linken. Nach Beendigung der Vorbereitung, die sich wie sonst vollzieht, treten die Prediger beide an den Altar. Dann folgt ein freies Wort des Predigers über die Bedeutung des Abendmahles, sodann die Einsetzungsworte des Brotes, welche vom Chor in einfacher, eindringlicher Komposition wiederholt werden, dann die Einsetzungsworte des Kelches, ebenso vom Chor wiederholt.

Nach der Aufforderung, das Abendmahl im echt christlichen Geiste zu genießen, gehen die beiden Prediger von dem Hauptaltare zu den kleinen Altären. In diesem Momente erhebt sich die Gemeinde. Die Austeilung vollzieht sich nun, während die Orgel leise spielt, so, daß über je vier Bänke die Einsetzungsworte gesprochen werden. Die ersten der Bank empfangen die Schale mit Brot aus der Hand des Predigers, dieselbe geht von Hand zu Hand, und der letzte setzt sie auf ein an der Bank angebrachtes Bort. Ebenso geschieht die Kelchdarreichung durch den andern Prediger.

Sind beide Prediger bei dem letzten der Altäre angelangt, und ist die Austeilung, die kaum mehr als 5 Minuten in Anspruch nimmt, beendet, so setzt der Chor ein mit einem frischen „Danket dem Herrn, denn er u. s. w.". Die Gemeinde nimmt wieder Platz und Vater-Unser und Segen schließen die Feier.

Am Schluß der Broschüre wird ein Vergleich mit der Zürcher und holländischen Art gezogen und werden eingehend die Reformversuche besprochen, die in Dänemark und Nordamerika (Rochester) bereits angestrebt worden sind, die aber vom Verfasser teils aus ästhetischen, teils aus praktischen Gründen abgelehnt werden.

Wir lassen statt weiterer Kritik einen Augenzeugen reden, der das Reformabendmahl mitmachte:

„Am Gründonnerstagabend wohnte ich mit meiner Familie der Abendmahlsfeier in der Rembertikirche bei. Ich muß gestehen, nie eine erhebendere ähnliche Feier erlebt zu haben. Die schlichten, vorbereitenden Worte des Predigers, die Wiederholung der Einsetzungsworte durch einen Kinderchor, der wie Gesang der Engel aus der Höhe das Ohr des Hörers erfreute, die vereinfachte, von den beiden Predigern der Kirche vorgenommene Austeilung des Brotes und des Weines, die zu Herzen gehende Schlußfeier: alles trug dazu bei, diese Feier zu einer wahrhaft religiösen Gedächtnisfeier zu gestalten. Herrn Pastor Weiß gebührt hierfür der herzlichste Dank der Teilnehmer.

A. Hamel, Dr. phil."

Oberpfarrer?

Die „Chronik der Christlichen Welt" (1903, Nr. 9) bringt die Nachricht, die ersten Geistlichen der evangelischen Gemeinden in Berlin sollten den Titel „Oberpfarrer" erhalten. Hoffentlich ist diese Nachricht unbegründet. Die Abstufungen im geistlichen Stande sind in der evangelischen Kirche unberechtigt und schädlich. Bei uns haben alle Geistlichen die höchste Aufgabe, die es überhaupt gibt, die nämlich, die Seelsorge in den Gemeinden zu wecken und zu leiten. Da gibt es kein Ober und Unter, nur volle Gleichheit. Wird hier ein Unterschied gemacht, so entsteht sofort der Schein, die Seelsorge sei doch nicht das Höchste, es könne noch etwas Höheres geben. Ein solcher Gedanke schädigt das evangelische Bewußtsein auf das tiefste. Allerdings muß einer der Geistlichen die Verwaltungsgeschäfte wahrnehmen; aber das ist nur eine Bürde, die getragen werden muß, keine Auszeichnung. Und es ist nicht recht, von einem und demselben Geistlichen alle Zeit dies Opfer zu fordern. Die Verwaltungsgeschäfte ermüden. Sie bringen auch manchen Verdruß. Man muß es daher jedem, der sie eine Zeitlang wahrgenommen hat, gönnen, daß er sie einem anderen Kollegen

übertrage, damit er sich einmal wieder ganz der Seelsorge widmen und sich dadurch erfrischen kann. Will man die Stellung des geistlichen Standes in der Kirche heben, so muß man ihn zu einem selbständigen Organe in der Kirche machen. Ein lebendiger Organismus wie die Kirche gewinnt nur dann seine volle Kraft, wenn seine einzelnen Organe, hier die Gemeinden, die Geistlichen, die Synoden, das Kirchenregiment, frei und selbständig und doch in Eintracht sich entfalten und so zusammenwirken. Die Superintendenten müssen daher ihre kirchenregimentlichen Aufgaben den Konsistorien überlassen. Sie müssen aufhören, Aufseher ihrer Kollegen zu sein. Sie müssen, als ihre Seelsorger, sie einen, sie wissenschaftlich, religiös und sittlich auf der vollen Höhe ihrer Berufstüchtigkeit erhalten. Eine so genossenschaftlich geeinte Geistlichkeit wird, wie es notwendig ist, eine Macht sein, nicht eine äußerliche, sondern eine religiöse und sittliche.

Nie ist wie jetzt so klar zu Tage getreten, daß der evangelischen Kirche Macht fehlt. Ich meine die Macht, die Christus durch seine Person und sein Opfer am Kreuze geübt hat. Mit Worten, mit Reden, auch mit glänzenden, ist es nicht getan. Ein Erzieher, der keine Macht über die Seele seines Zöglings gewinnt, arbeitet vergeblich. Und die Kirche ist berufen, die Nation zur Religion und zur Sittlichkeit Jesu zu erziehen.

Als Macht, nicht bloß durch Reden, tritt die römische Kirche und die atheistische Sozialdemokratie uns gegenüber. Macht wird nur durch Macht überwunden, eine Schlacht nur durch eine tüchtige Armee, nicht durch Kriegserklärungen gewonnen. Die Macht der römischen Kirche ist der Papst und die Hierarchie. Unsere Macht ist Christus und die evangelische Gemeinde. Die Hierarchie bildet einen Staat im Staate. Sie beherrscht ihre Bekenner durch ihre richterliche Gewalt. Die evangelische Gemeinde muß einer Familie gleichen, der Gemeinschaft, die im kleinsten Kreise die Kraft religiöser und sittlicher Erziehung betätigt. Die Gemeinde muß das Allerheiligste im Leben des Volkes sein, der Quell des Glaubens, Liebens und Hoffens. Unsere Gemeinden wachsen ins Unabsehbare. Die Liebe und Innigkeit verflüchtigt sich in ihnen. Sie werden parteitheologisch zersetzt, durch ein Chaos des Vereinslebens überflutet. In dieser Beziehung gibt es gewiß auch in Berlin noch gar mancherlei Abhilfe zu schaffen. Man macht sich das unmöglich, wenn man Millionen für eine Kirche ausgibt, namentlich aber wenn man nicht (freilich ohne das Joch eines Lehrgesetzes aufzuerlegen) ganz energisch dem Parteihader ein Ende macht. Die Aufgabe, die in der Bildung lebendiger Gemeinden den Protestanten in Berlin gestellt ist, ist unabsehbar groß. Man täuscht sich über sie, wenn man einzelnen Geistlichen einen glänzenden Titel gibt. Man hat die Uniform geändert; im Leben selbst aber ist alles beim Alten geblieben. Der Pastor muß natürlich Pastor, der Superintendent Superintendent, der Konsistorialrat Konsistorialrat heißen. Im Übrigen aber hat man die stolzen Titulaturen der römischen Kirche zu überlassen, die nun einmal keine Kirche, sondern ein Staat ist. Wir haben keine Ober- und Unterhirten, weil es keine höhere und niedere Seelsorge gibt. Einer ist unser Meister, Christus; wir aber sind alle Brüder. Demnach ist es nur als eine Verirrung anzusehen, wenn man den Unterschied von Ober- und Unterpfarrern einführt. Das wird einschläfernd wirken und uns wieder ein gut Stück rückwärts bringen. Seit längerer Zeit sind wir gewohnt, vom Kirchenregiment der älteren preußischen Provinzen Gutes zu erwarten. Möge es dabei bleiben. Sulze.

Ein alter Kämpe der Orthodoxie.

IV.

Das ging dem Herzog doch zu weit. Der flacianisch gesinnte Superintendenturverweser Winter wurde abgesetzt, den anderen Flacianern das Predigen verboten und ein Konsistorium gebildet, welchem das Recht der Exkommunikation allein zustehen und dessen Zensur alle theologischen Schriften unterworfen werden sollten. Die Jenaer Theologen erhielten darin „aus hochbewegenden Ursachen“ weder Sitz noch Stimme. Als sie daraufhin, entrüstet, daß die weltlichen Herrn sich erlaubten Christo in den Zügel zu fallen, dem Herzog mit dem göttlichen Strafgericht drohten, dessen Nähe sich schon bemerkbar mache — habe doch vor kurzem erst der Stadtgraben in Weimar Blut geschwitzt, und die Störche seien aus der Stadt nach dem Galgen zu gezogen —, wurden die Streittheologen ihres Amtes enthoben.

So war Flacius abermals heimatlos geworden; mit seinem Weib und sieben Kindern zog er mitten im Winter über Nürnberg nach Regensburg. Er war nicht ganz ohne Vermögen, da er aber das Haus, das er in Jena besessen hatte und dessen Wert er auf 1000 Gulden schätzte, nicht sofort verkaufen konnte, so sah er sich doch mit seiner zahlreichen Familie in eine recht bedrängte Lage versetzt. Eine Pfarrstelle konnte er nicht übernehmen, weil er das Deutsche nicht geläufig genug sprach; sein Plan, eine Art Akademie in Regensburg zu gründen, fand keine Billigung, so mußte er sich wieder durch Privatstunden, die er aber nur auf seiner Stube erteilen durfte, einiges Geld verdienen und außerdem noch von Freunden borgen. Dazu durfte er froh sein, wenn man ihn überhaupt in der Stadt duldete; drangen doch seine Feinde, unter ihnen der weimarische Kanzler Brück, wiederholt in den Rat, daß er dem Vertriebenen seinen Schutz entziehen solle. Denn dieser war auch jetzt nicht müde, Streitschrift über Streitschrift in die Welt gehen zu lassen: so gegen Strigel und den Synergismus, gegen die niedersächsischen Städte, die ihren Predigern in einem Mandat die maßlose Kanzelpolemik untersagt hatten, gegen die calvinische Abendmahlslehre. Auch Kurfürst August von Sachsen, in dessen Lande damals noch die philippistische Theologie oben auf war, verfolgte ihn mit seinem Haß und beeinflußte den Kaiser Ferdinand zu seinen Ungunsten.

In all diesen Sorgen traf den Bedauernswerten der harte Schlag, daß ihm im Anfang des Jahres 1564 sein Weib durch den Tod entrissen wurde. Nun mußte er auch noch das Hauswesen und die Kinder überwachen. „Unter Tränen und Sorgen verzehre ich mich,“ schreibt er in einem Brief, „und keine Stunde vergeht, ohne daß mir das Bild der entschlafenen Gefährtin vor die Augen tritt. Oft denke ich daran, daß sie mir bei so vielem Kreuz niemals etwas Schlimmes geraten hat, obgleich sie an Körper und Geist nicht eben die Stärkste war.“ Und ein andermal klagt er: „Neulich zerbrachen mir meine Knaben bei der Reinigung des Zimmers einen steinernen Tisch, den ich nun mit zwei bis drei Talern bezahlen muß. So wendet sich jetzt alles zum Schlimmen.“ Auch körperlich war er leidend und die meisten Speisen durfte er nicht essen. So entschloß er sich notgedrungen zu einer zweiten Ehe mit Magdalene Ilbeck, ebenfalls eines Pfarrers Tochter. „Ihr Antlitz ist schön,“ so schildert er sie selbst einem Freunde, „und offenbart Bescheidenheit und Ernst.“ Aber die Sorgen wichen doch nicht mehr von seiner Schwelle. Aus dem ersten Jahr seiner neuen Ehe berichtet er an Gallus: „Ich habe jetzt nach Gottes gütigem Willen ein ziemlich großes Kreuz in meiner Familie, nämlich vier kranke Kinder und bei mir selbst ist ein Fieber im Anzuge.“ Und damit nicht genug. Im Juli 1566 mußte er wirklich Regensburg verlassen. Ein kaiserlicher Offizier, der zufällig an der Spitze einer Reiterabteilung durch Regensburg zog, eröffnete einem Ratsmitgliede, wie ungehalten der Kaiser sei, daß die Stadt den Flacius, der das ganze Reich in Aufruhr gebracht, noch Aufenthalt gewähre; in kurzer Zeit werde er gegen ihn einschreiten. Flacius hielt das nur für einen Schreckschuß, aber der eingeschüchterte Rat drang auf seinen Abzug. Er war verzweifelt und meinte, es werde ihm am Ende nichts übrig bleiben als dieses Leben zu verlassen, wenn auf Erden kein Raum für ihn sei. Doch schien sich ihm jetzt in der Ferne eine Freistatt zu eröffnen. Von der lutherischen Gemeinde in Antwerpen erging die Bitte an ihn, ihre kirchlichen Angelegenheiten zu ordnen. Lange war indessen auch in den Niederlanden seines Bleibens nicht. Ihn wie die anderen protestantischen Prediger trieben die Drohungen der Regierung bereits im Frühjahr 1567 aus dem Lande. Selbst dieser kurze Aufenthalt des Flacius scheint den Anlaß zu aller-